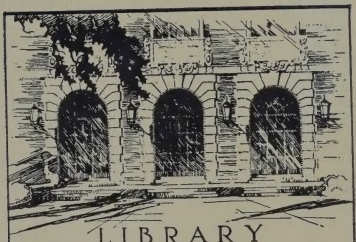
WILL VESPER

Der Heilige und der Papst

834V63
Oh

v.—



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

834V63
Oh

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Der Heilige und der Papst

*

Eine Novelle

von

Will Vesper

1928

H. Haessel / Verlag / Leipzig

Erstes bis drittes Tausend

Net S... ...d for Humanities
Preservation Project

Copyright 1927 by H. Haessel, Verlag, Leipzig
Printed in Germany
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

834 V63
Oh

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

15 Nov 40 Harman

I.

„So will ich denn, mit schlichten Worten, aufschreiben, was in dieser Sache geschehen ist, alles der Wahrheit gemäß, soweit sie mir bekannt geworden und soweit ich sie beurteilen kann. Das zu meiner Buße und für niemand anders. Dann sei Gott Richter zwischen ihm und mir.

Er, Petrus, war, soviel ich erfuhr, der Sohn eines Bauern aus Molise in den Abruzzen, einem kleinen Bergdorf. Er war der jüngste Sohn, elfter der Geschwister, und wie die Bauern sind, opferte ihn sein Vater dem Dienste Gottes als den Jüngsten und Geringsten unter so vielen, und nachdem jener noch eine lange Zeit die Ziegen gehütet hatte. Dabei hätte er wohl bleiben mögen, zu seinem und unser aller Glück. Er war berufen den Tieren ein Freund und guter Hirte zu sein. Ja oftmals hörte ich ihn davon sprechen, an höchst unpassendem Orte, vor Königen und Baronen. Das hielt er für etwas Großes, und sie lächelten dazu in den Bart. In seiner Art war er wohl auch eitel, und gerade dann, wenn er vermeinte recht in den Fußtapfen

1111633

seines Herrn zu wandern. Was gibt es Vermesseneres auf dieser Erde, als daß sie sein wollen wie Gott? Aber es ist Brauch geworden unter den kleinen Leuten seit jener Schwärmer Franziskus ihnen die Köpfe verdrehte. Genug.

Als Peter, der Hirtenknabe, das rechte Alter hatte, trat er in den Orden St. Benedikts. Wie man mir nachher berichtete, unterwarf er sich streng aller Zucht und gedachte selig zu werden, wie sie es verstehen, mit Hungern und Kasteien. Aber wie es denn geht, daß sie besser sein wollen als alle anderen, verließ er nach einer Weile das Kloster und zog auf das Gebirge Murrhone bei dem Orte Sulmona in die Wildnis und lebte als ein Einsiedler.

Auch dort noch hätte er bleiben mögen in der Verborgenheit. Nachher mochte Gott entscheiden, was er Gutes oder Böses getan. Aber es war irgend ein unruhiger Geist in ihm, und obgleich er die Einsamkeit und Armut so zu lieben schien und aus ihr seinen Ruhm machte, blieb er doch nicht für sich, sondern, es kann sein, daß er auch andere wollte teil nehmen lassen an dem Heil, das er meinte gefunden zu haben. Vielleicht drängte ihn auch das Volk. Aber wer nicht darauf hört kann verborgen bleiben, wenn er will. Ihn rief aber das Schicksal.

Ich habe ihn nachher oft betrachtet und bedacht, was denn an ihm war, und warum gerade er von der Herde und seinen Wäldern weg zu diesem Geschick be-

rufen wurde, und ich konnte es nicht finden. Er sah aus wie ein Kind in seinem ganzen Gesicht, mitten unter seinen grauen Haaren, die ihm überall wuchsen. Sein Mund redete wie aus einem Wald, und seine Augen sahen wie aus einem dichten Gebüsch, wie Augen von irgend einem guten Tierwesen. O ja, er war wohl gut und ohne Falsch und ohne Ahnung von der Falschheit der Welt, weiß bis ins innerste Herz. Ich habe nie etwas Böses über ihn gehört, so gewiß mancher mir gerne dergleichen gesagt hätte. Nachher. Nein, er war die Unschuld im Fleische und im Geiste. Er wußte einfach nicht, daß es das Böse gibt. Er war ihm nie begegnet, niemals, in seinem Taubenherzen. Und so erkannte er es auch draußen nicht, wenn es ihm begegnete. Aber ist denn das genug? Wie kann denn ein solcher Mensch sich behaupten, der selbst zu seinem Mörder sagt: „Bruder"? Wie soll er denn durch die Welt kommen? Und mag er mit sich selber anfangen, was er will, mag er sich vor die Hunde zum Fraß werfen — wie aber kann man ihm irgend etwas anvertrauen? Wie kann man ihm irgend etwas von Wert in die Hände geben? Damit er es den Dieben stracks ins Haus trägt? „Da nehmt, lieben Brüder, wenn ihr denn so gierig darauf seid." —

Himmlischer Vater, sage selbst. Nicht Du, der Satan, der sie vernichten wollte, hatte Deine Kirche einem solchen in die Hand gespielt. Er war dabei, sie wie ein Kinderspielzeug zu zertrümmern, bis ich zugriff und ihm

abnahm, was er nicht zu halten wußte. Nicht um meinetwillen, o Herr, sondern in Deinem Dienste.

Ich weiß wohl, daß manche sagen: Er sei berufen gewesen von Gott, gerade weil er nicht danach verlangte, weil es ihm zufiel im Traum. Und ich — ich habe danach gegriffen wie ein Dieb.

Ja ich habe danach gegriffen mit harter Hand und mit List und Aberlist. Sind denn nur die Dummköpfe von Gott und die Weichmütigen? frage ich. Und nicht auch die festen Herzen, die Herzen von Männern und von Königen? Ist Gott nur ein Gott der armen Leute und der Weiber? Merken sie nicht wie sie lästern und ihre eigene Enge und Armut Ihm in die Schuhe schieben?

Aber ich rede wie vor einem Gerichtshof, und als müßte ich mich verteidigen. Daran denke ich nicht. Es urteile Gott selber, der es so gefügt hat. Und nicht mir zu Ungunsten, wie es scheint . . !

Er, Petrus von Molise, einsiedelte also eine Weile im Walde von Murrhone, und da er, wie schon gesagt, gut und ohne Falsch war und in aller Einfalt ein schlichtes Leben führte, so nannte man ihn bald einen Heiligen und das Volk lief ihm zu. Er war nicht gewandt mit dem Munde, und eigentlich habe ich ihn nie etwas anderes sagen hören, als immer dasselbe, daß man allem und jedem auf der Welt gut sein müsse, allem mit Güte begegnen, daß man keine Waffen tragen dürfe, in keinem Sinne, und niemandem wehe tun.

Nun, er hat nachher erfahren, wie weit er damit kam. Aber dem Volke gefiel seine Rede wohl, und manche siedelten zu ihm, und sie bauten ein Klösterlein ihrer Art. Kaum so zu nennen. Ich habe das Bauwerk in späterer Zeit gesehen, armselige Hütten im Wald, wie sie die Köhler haben, aus Stämmen gefügt, die sie selbst gefällt und mit großen Rindenstücken gedeckt wider den Regen. Nur das Kirchlein war ein wenig besser, auch aus Holz, aber doch behauen und innen geweißt. Auf dem Altar lag ein Linnentuch und an den Wänden hatte einer wie mit Ruß etwas wie Bilder gemalt, alles unendlich einfältig und armselig. So auch der Kruzifixus. Fast eine Gotteslästerung, in seiner hölzernen Rohheit.

Die Brüder waren wie Waldmenschen, bäurischer Art alle, doch keineswegs alle Bauernsöhne, sondern Römer und sonst Städter, Söhne reicher Eltern und oft selbst Reiche, die ihr früheres Leben verlassen und sich etwas darauf einbildeten, daß sie gewissermaßen zur Torheit der Tiere zurückgekehrt. Sie aßen beileibe kein Fleisch, nicht weil es sie unrein dünkte, sondern weil sie alles Lebewesen für heilig hielten. Aber Pflanzen aßen sie gleichwohl und allerlei Früchte. Irgend etwas muß der Mensch ja essen, und Pflanzen nnd Früchte hielten sie in ihrer Kurzsichtigkeit nicht für etwas Lebendiges. Sie trugen eine Kleidung wie Köhler und verachteten auch die Arbeit nicht. Sie bettelten nicht und nährten sich vom Walde, wunderlich und bescheiden ge-

nug. Alle, die ich von dieser Bruderschaft gesehen habe, waren Menschen geringen Geistes, aber, wie alle Dummköpfe, harte Schädel und gefährliche Schwärmer. Jeder Narr konnte sie an der Nase herumführen, ohne daß sie es merkten. Aber wo sie mißtrauten, waren sie schlimmer wie Türken und schwerer zu bekehren wie Juden.

Deren Meister also war Petrus de Molise, und sie hielten ihn wie gesagt für einen Heiligen. Es gibt vielerlei Legenden und Sagen über ihn, die ich aber nicht wiederholen mag, da sie niemals ordentlich anerkannt worden. Sie laufen im Volke um, und ich habe wahrhaftig keinen Grund sie aufzufrischen. Latinus von Ostia aber, der Kardinal-Dekan, versicherte mir ernsthaft, daß er Folgendes bezeugen könne, als habe er es selbst gesehen:

Als der Orden jenes Petrus zu wachsen und sich in einigen Gegenden Italiens auszubreiten begann, bewegten die Häupter unter seinen Anhängern ihren Meister, daß er sich bei dem heiligen Stuhle darum bemühte, daß der Orden öffentlich anerkannt würde; denn einige Bischöfe wollten ihn nicht dulden und meinten, er habe in aller Einfalt ein verdammtes und ketzerisches Aussehen. Jener also macht sich aus seinen Wäldern auf; denn er war jederzeit leicht zu dem zu bestimmen, was andere wollten, und kam nach Rom. Da aber Papst Gregor damals gerade nach Frankreich gezogen war, so folgte ihm jener nun ohne Zögern und so hart-

näckig daß er ihm bis nach Lyon nachzog, wo er ihn endlich erreichte und sein Anliegen vorbrachte. Da nun, als Gregor ihn verhörte und nach seinem Orden fragte und auf den Verdacht hinwies, den einige hegten, habe jener, so sagte Latinus, seine Mönchskutte ausgezogen, sagend, wenn sie ihm der heilige Vater nicht lassen könne, so wolle er sie gehorsam ablegen, und habe sie dann, da in dem hohen Saal, wo er vor dem Stuhl des Papstes stand, sonst keine Gelegenheit gewesen, mit einem einfältigen Lächeln an einem Sonnenstrahl aufgehängt, der durch ein Fenster hereingefallen. Sogleich habe ihm Gregor fast mit Entsetzen die Kutte wieder aufgenötigt und seinen Orden bestätigt.

Ich habe nachher in den Akten darüber nichts gefunden, und doch war es gerade diese Geschichte, die, in einem sehr wichtigen Augenblick vorgebracht, unser aller Verstand umnebelte.

Ich selber hatte von alldem nie etwas vernommen, mit wichtigeren Dingen des Staates und der Kirche von Jugend auf beschäftigt; denn die Zeit war schwierig und bedurfte ernster Sorge und gewissenhafter Arbeit. Auf die Schwärmer, die mehr denn je sich breit machten, viel zu achten, hatte ich wahrhaftig lange weder Zeit noch Ursache. Wohl war, dank der Gnade Gottes und der Tüchtigkeit seiner berufenen Diener, jenes teuflische nordische Geschlecht der Staufer, das noch immer mit einigen verruchten Ablegern unsere Heimat unsicher gemacht, endlich und endgültig ausgerottet und das letzte

Reis unter dem Beil zerhackt worden. Aber die erst Retter schienen, Diener der Kirche und des Heiligen Stuhles, suchten nicht weniger das Ihrige: Karl von Anjou und seine französische Rotte zu Neapel. Die Stadt Rom selber war eine Mördergrube für alle und jeden, und Krieg zwischen den Häusern und Geschlechtern, und alles ein stürmisches Meer, auf dem das Schifflein Petri schwankte wie vor dem Untergang. So war es.

Was die Kirche mit Gottes Hilfe den Kaisern aus den Händen gerissen, dessen maßten sich jetzt römische Geschlechter und Gewalttäter an: die heilige Krone zu vergeben nach ihrem Gefallen und mit den Gütern der Kirche zu schalten nach ihrer Lust. Die Stufen der Kirchen und die heiligen Altäre selbst trieften vom Blut der Erschlagenen. Und als dann zu der Zeit, da ich eben durch die Gnade Gottes in das hohe Kollegium der Kardinäle berufen ward, allzu früh und mitten in römischen und italischen Händeln der damalige Vater Nikolaus am 4. April des Jahres 1292 p. Chr. n. starb, da war die Verwirrung auf ihrem Höhepunkt.

Nicht nur drohten die Deutschen, die Franzosen, die Spanier, die Briten aus der Ferne herüber. Nicht nur machte König Karl von Neapel Miene vor die heilige Stadt zu rücken und seinen Willen uns, die wir den Nachfolger wählen sollten, aufzuzwingen. Nicht nur tobte die Stadt, in viele Parteien zerissen, und verlangte der diesen und jener jenen Verwandten auf dem Thron zu sehen. Nein, unglücklicher noch fügte es das Schick-

sal so, daß mitten durch das heilige Kollegium ein Abgrund ging, schier wie es schien unüberbrückbar.

Zwölf Wähler, zwölf Kardinäle, waren nach dem Gesetz bestimmt: zwei Franzosen, vier Italiener und sechs Römer, und von diesen Zwölfen schworen sechs zu der Partei der Orsini, sechs zur Partei der Colonna. Jene, denen auch ich angehörte, führte Matheus Rubeus, diese der Kardinal Jacob, und unmöglich schien es von Anfang an, so hitzige Gegner jemals auf einen Entschluß zu vereinigen. Immer fielen in die Urne die gleichen Lose. Und wenn der Dekan, der dazu bestimmt war, sie schüttelte und heraushob, so lauteten sechs Namen auf einen Orsini, sechs auf einen Colonna, oder jemanden der ihnen genehm war, und die Lose flogen ins Feuer. Niemand wußte, wie dies je enden würde, und jede Partei hoffte durch Hartnäckigkeit die andere zuletzt zu überwinden. Jede aber schien beschlossen zu haben, lieber die heilige Stadt und die heilige Kirche selber untergehen zu lassen, als dem Gegner einen Vorteil zu gönnen. Wie mit Blindheit waren wir geschlagen, und Gott mußte uns wohl eine Lehre geben.

Wochen vergingen und Monate und noch immer war die Kirche verwaist, und es sah nicht so aus, als sollte das jemals ein Ende haben. Die Sommerhitze begann, und einige von uns, die nicht Römer waren und den Dunst der Stadt fürchteten, entwichen in einer Nacht nach Rieti in das Gebirge und ließen uns sagen, wir sollten dorthin nachkommen. Ich erkrankte vor Zorn

und ließ mich auf einer Bahre nach meiner Stadt Anagni tragen. Ich war zu Tode betrübt und zu Tode ermattet und erholte mich nur langsam in der frischeren Luft, fern von der täglichen Qual der vergeblichen Lose.

Unterdessen tobte in Rom der Kampf zwischen den Parteien ärger als zuvor. Blut floß in den Gassen, und Paläste wurden zerstört, Pilger erschlagen, Kirchen geplündert, als wäre dort Sodom und Gomorrha und nicht die heilige Stadt.

Als der Herbst kam, fanden wir uns, nicht freiwillig, nur der Not gehorchend, wieder in Rom zusammen. Aber der Jammer vor unseren Augen und das Geschrei der Christenheit hatten unsere Herzen nicht weicher gemacht. Vergeblich fielen wie stets zuvor die Lose in die Urne. Bürgerhorden und Söldnerbanden rückten vor unsere Häuser und bedrohten uns. Wir waren unseres Lebens nicht sicher und wollten doch lieber sterben als nachgeben. Und so verging mit Zürnen und Streiten und immer vergeblichem Bemühen ein ganzes Jahr.

Wieder kam der Sommer. Wieder zogen wir uns auf das Land zurück, und wiederum trafen wir uns, im September des Jahres 1293, in Rom. Aber hier schien nun die Hölle selbst zu sein nnd einer wider den andern, so daß die Stadt verödete und jeder floh, wer es vermochte. Auch einige von den Unseren flohen zuletzt von wilder Angst ergriffen heimlich aus der Stadt, und wir alle beschlossen Rom zu verlassen, um nicht

doch noch erschlagen oder wider unseren Willen von dem rohen und erbosten Volk zu einer Wahl genötigt zu werden.

In Perugia, wo wir mehr in Sicherheit und unserer eigenen Torheit überlassen waren, vereinigten wir uns wieder, verstockt wie zuvor und durch alle unsere eigenen Leiden und die der Christenheit nicht erweicht. So ging auch dieser Winter dahin.

Da erschien plötzlich, wiewohl nicht unvermutet, Karl von Anjou in der Stadt, begleitet von seinem Sohne Karl Martell und einem Fähnlein Gewappneter, das selbst für eines Königs Wallfahrt allzu stattlich war. Er schien nicht ungeneigt, die Rolle, die einst die Kaiser gespielt, nun für sich aufzunehmen und kraft seiner Macht und der gewohnten Frechheit der Anjous den heiligen Stuhl mit einer Kreatur nach seinem Herzen zu besetzen. Damals lernte ich ihn zuerst kennen, den ich hernach wohl studiert habe, als mir keine Wahl blieb, als mit ihm zu paktieren, wenn ich aus dem Chaos noch retten wollte, was zu retten war. Aber auch damals schon gelang es mir, ihm den Meister zu weisen und mit dem Namen „Aragonien" ihn so zu erschrecken, daß er zuletzt unverrichteter Dinge Perugia verließ, wiewohl nicht ohne versteckte Drohungen, er werde wieder kommen und selbst einen Papst machen, wenn wir nicht endlich der Kirche ein Haupt und Frieden schenken wollten. Er schien mir auch der Mann dazu, das Unerhörte zu wagen, wenn die Gelegenheit, wie jetzt, günstig war,

wo gar viele bereit gewesen wären selbst aus der Hand des Türken einen Papst zu nehmen, damit nur Ruhe würde.

So begannen denn, von gemeinsamem Feinde bedroht, die Zwölfe sich, wenn auch widerwillig, einander zu nähern und endlich einer dem anderen vorzustellen, daß dies denn doch nicht in alle Ewigkeit so weitergehen dürfe. Wohl könne man nicht den Orsini zumuten einen Colonna, nicht den Colonna einen Orsini zu wählen. Keiner der Zwölfe selber also komme in Frage. Doch dies verlange nun die Not der Kirche und die Würde des Konsiliums, daß man nicht dem Anjou, noch irgend jemand anderem, Vorwand und Möglichkeit lasse, von sich aus zu handeln. Also möge man, da von den Nahestehenden jetzo niemand Aussicht habe, einen ganz Fernestehenden, ein unbeschriebenes Blatt sozusagen, eine anima candida wählen und den heiligen Stuhl jemandem anvertrauen, der zwar ein guter Christ und eine reine Seele, aber kein Politiker sei, der also weder den Colonna noch den Orsini gefährlich werden könne, die ihre Kämpfe dann auf einem anderen Felde zum Austrag bringen möchten. Dem Sieger werde es dann ohnedies nicht schwer fallen, seinen Einfluß auch auf den unpolitischen Papst geltend zu machen.

Dies waren nicht die Worte, aber die heimlichen Überlegungen aller, wobei also die erste Voraussetzung blieb, einen Mann zu finden und zu wählen, der, so

weltfremd wie möglich, nachher ein gefügiges Werkzeug für uns zu werden versprach.

Als nun alle zu dieser Meinung gekommen, erwähnte, mehr aus Zufall als aus besonderer Überlegung, der Kardinal Latinus, Dekan des Konsiliums, eines Tages gesprächsweise vor uns allen eben jenen Anachoreten Petrus vom Berge Murrhone und erzählte mit viel Aufregung und gläubigem Eifer unter vielem anderen jene Legende von dem Sonnenstrahl, die ich schon Oben erwähnte. Hier sei denn wohl ein Heiliger vorhanden, meinte er, und es sei ihm mit einem Male und ganz plötzlich wie eine Erleuchtung, daß Gott vielleicht darum so lange uns in die Irre geführt, damit wir endlich dieses Heiligen gedächten, von dem er nie etwas anderes als Gutes vernommen, und der mit seinem einfältigen und reinen Herzen vor allen anderen berufen sei, den heiligen Fischerring zu tragen.

Er selber, Latinus, zweifelte an jenem frommen Märlein nicht, und einige, nicht weniger leichtgläubige und bescheidene Geister, fühlten sich auch sogleich durch seine Erzählung, die er immer weiter und ganz begeistert ausschmückte, im Herzen bewegt. Es kam fast wie ein Rausch über Latinus, der seit einiger Zeit kränkelte und vor dem Tod sich sehr fürchtete, daß er hier gewissermaßen ein gutes Werk tun und einen Heiligen zum Nachfolger des Heiligsten machen müsse. Gerade das Zufällige und Augenblickliche des ganzen Einfalles erschien ihm und auch den anderen wie ein Wink des

Himmels. Wir aber, ich und noch zwei oder dreie, die mehr Vernunft behielten, mochten auch nicht länger widerstreben und bedachten, daß hier vielleicht gerade der gefunden sei, dessen wir leicht Herr werden und bleiben könnten. Und so geschah die wunderliche und, wie sich allzubald zeigte, verderbliche Wahl.

Das „Habemus pontificem" erschallte. Die Glocken läuteten über allem christlichen Erdreich. Die Völker jubelten, und erhitzte Priester verkündigten, nun sei das tausendjährige Reich auf Erden nahe herbeigekommen und habe schon begonnen, daß nun auf dem heiligen Stuhl ein Heiliger walte, seine Kirche erneuere im Geiste Christi, ganz von Grund aus.

Als ich dergleichen vernahm und andere Schwärmereien mehr, war ich, von einem Steinleiden geplagt, nach Anagni gefahren, indessen die Übrigen von den Zwölfen in ihre Städte reisten, außer dem Kardinal Petrus Colonna, den wir in die Wildnis gesandt hatten, dem Einsiedler sein Glück und unsere Wahl zu verkünden und ihn schleunigst zur Weihe nach Rom zu führen. Doch sandte ich Jakob Stephaneschi, einen mir ergebenen Mann, mit, daß er mich auf dem Laufenden halte. Er berichtete mir denn auch getreulich was vorging, obgleich er selber, von dem wunderlichen Geist der Gegend und der ganzen Begebenheit ergriffen, auch nicht klaren Kopfes zu bleiben vermochte und mir Briefe sandte, die fast wie Gesänge eines Poeten schwärmten.

II.

„Und so zogen wir denn," schrieb er unter anderem, „ein prunkender Troß von Rittern und Priestern am zehnten Tage nach einer langwierigen und oft beschwerlichen Reise durch die immer engeren und wilderen Klüfte des Gebirges in Sulmona ein. Wir waren beständig mit aller Macht vorwärts geeilt, und der hochwürdige Herr Kardinal Petrus trieb uns mit nie müdem Eifer an, also daß wir selbst schneller als das Gerücht in diese einsamen Waldtäler kamen, und zu Sulmona noch niemand von unserem Kommen und von der ergangenen Wahl das Geringste wußte. Es war nicht leicht, so viele Menschen in dem Städtchen unterzubringen. An Wohnung für die Menschen und selbst an Futter für die Pferde und Esel mangelte es; denn es hatte sich uns überall auf dem Wege viel Volks angeschlossen und wir fielen in das Städtlein wie ein brausender Bienenschwarm.

Der hochwürdige Herr Kardinal, der mit den Bischöfen in dem Kloster „Zu den heiligen Engeln" Unterkunft fand, hatte die Güte auch für mich zu sorgen, daß ich mit unterschlüpfte. Die Meisten aber, und darunter hohe Herren, fanden weder Herberge noch Dach und lagerten im Freien an großen Feuern, die die Nacht erhellten als lagere da ein Kriegsheer. Aber es ging alles gebührlich zu, trotzdem nicht wenig Weiber dabei waren. Doch hatte sie alle ein frommer Rausch ergrif-

sen, und sie sangen die ganze Nacht Wallfahrerlieder, und wenn die einen aufhörten, begannen die anderen wieder, bis die Morgenkühle sie stille machte. Ich hörte sie von meinem Kämmerlein, recht ergriffen im Herzen, daß so viele Menschen hierhergekommen waren, den Herrn der Christenheit zu empfangen. Und dann sah ich nach dem Gebirge hinauf, das hoch und finster mit Wäldern bedeckt hinter dem Tale lag und in dessen Schluchten irgendwo der Heilige wohnte, den wir suchten und der noch nicht ahnte, was ihn erwartete.

In aller Frühe brachen wir auf. Die guten Väter, bei denen wir übernachtet hatten, zogen als unsere Führer mit; denn von jetzt ab wurde der Weg gar beschwerlich und steil. Es sei noch bei fünf Stunden weit, sagte der Prior, wenn wir rasch fortzögen. Es wurden aber acht, ehe wir endlich anlangten. Gleich hinter dem Städtchen hatten Weg und Steg fast ein Ende und nur Hirtenpfade stiegen an einem Bächlein hinan, sodaß sich unser stolzer Zug in eine lange bunte Schlange verwandelte, die sich mühsam und keuchend die Schlucht hinauf wand. Eine Weile noch gingen die Pferde mit und Herr Petrus Colonna saß ganz stattlich auf seinem Roß. Dann aber war es unmöglich, die Tiere höher hinauf zu bringen und wir ließen sie zurück. Nur den weißen Zelter, der den Heiligen tragen sollte, befahl Herr Petrus den Berg hinauf zu schaffen und wenn man ihn tragen müsse. Das geschah auch mit unendlicher Mühe. Auch der purpurne Baldachin mußte zu-

sammengelegt und so mühsam getragen werden, da man nicht ohne ihn ankommen wollte. Zurück blieben auch die Sänften und zuletzt alle, die nicht gut zu Fuß waren. Unsere Schuhe waren für diese Bergwege nicht eben geeignet. Herr Petrus aber erfand für sich ein artig Fuhrwerk. Zwei Bergbewohner trugen ihn zwischen sich auf ledernen Gurten und schleppten ihn ruckweise aufwärts, keine leichte Last. Aber er keuchte mehr als sie und scherzte, da ich hinter ihm ging, auf Französisch, er hoffe nicht allein an Fett sondern auch an Sünden durch diese Wallfahrt einiges los zu werden.

Den letzten Teil des Weges, wenn man dieses ausgetrocknete und mit Steingeröll angefüllte Bachbett so nennen konnte, legten wir fast auf den Knieen zurück. Aber darum schwiegen doch die Gesänge nicht, und immer wenn wir rasteten stimmte Herr Petrus selber das „Benedicamus" an, und der fromme Ruf sank hinter uns die Bergschlucht hinab und weit in das Land hinunter, und wenn wir mit den zehn Strophen der Litanei fertig waren, fingen sie ganz unten im Tale erst an. Genug, wir kamen zuletzt auf den Kamm des Gebirges, und nun ging es eine Weile abwärts in ein wildes Waldtal. Man sah von hier weit nach Osten bis an das Meer, und man sagte uns, darum habe der Heilige sein Kloster hierher gelegt in diese Wildnis, daß er von hier das östliche Meer vor Augen und dahinter das heilige Land immer im Herzen habe.

Nicht weit unter der Kammhöhe wies man uns bald in einer Waldblöße die armseligen Holzhütten des Klosters. Sie waren gegen die Außenwelt durch nichts abgeschlossen als einen hölzernen Zaun, wie ihn die Bauern gegen das Wild errichten, und das Tor, das hineinführte, war ein Gattertor. Dennoch will ich gerne glauben, daß diese schlichten hölzernen Stäbe die frommen Waldbrüder, die hier hausten, besser vor der Welt und ihren Versuchungen schützten, denn anderwärts hohe steinerne Mauern. Wenn überhaupt in diese Wildnis jemals Versuchung und Welt sich wagten. Die guten Brüder jedenfalls schienen uns dann so aller Menschen entwöhnt, daß selbst wir, die wir doch mit heiliger Botschaft kamen, einen Kardinal unter uns, drei Bischöfe und einen ganzen Schwarm von Prälaten, Äbten, Prioren, Priestern und Mönchen, daß selbst wir, sage ich, ihnen wie eine weltliche und fast höllische Versuchung erschienen. Es fehlte nicht viel, so hätten sie uns gar nicht eingelassen, und wir hätten unverrichteter Dinge, mit der verschmähten Krone der Welt in Händen, wieder abziehen müssen.

Wir waren, wie sich zeigte, auf unserer ganzen Reise so schnell vorwärts geeilt, daß die Nachricht von unserem Nahen fast mit unserem Nahen selbst zusammenfiel. Gerade als wir über den Bergkamm stiegen, läutete in ziemlicher Aufregung ein Glöckchen auf ihrer Kapelle, blechern wie eine Sturmglocke, nicht etwa zu unserer Begrüßung, wie wir erst vermuteten, sondern es rief

die Brüder, die wie Köhler und Holzfäller allenthalben im Walde arbeiteten, Beeren und Pilze suchten und dergleichen, zu einer eiligen Beratung zusammen. Wie wir nachher erfuhren, hatten eben erst einige Bewohner von Sulmona, die uns vorausgeeilt waren, die Kunde von unserem Nahen und von der Wahl gebracht. Das mochte denn freilich das weltverlassene, weltentwöhnte Völkchen in Aufregung versetzen. Als wir weiter vorrückten, sahen wir noch einige mächtige bärtige Gestalten eiligst hinter dem Zaun verschwinden, aber dann schloß sich das Gatter und schien sich, auch als wir davor standen, nicht wieder auftun zu wollen. Einige rüttelten daran, fanden aber, daß es innen mit einem Balken verschlossen war. Wir warteten eine Weile ganz verdutzt. Dann hob der Herr Kardinal selbst den hölzernen Hammer, der am Tore hing, und donnerte nicht schwach dagegen, aber niemand öffnete, und da wir alle ermüdet waren, lagerten wir uns, verlegen lachend, auf die Erde. Immer mehr Volk strömte nach und versammelte sich um uns und erfüllte den ganzen Wald, so daß es uns zuletzt unwürdig vorkam, so ausgeschlossen vor diesem Scheunentore zu liegen. Als ich eben aufstand, um abermals, mit mehr Nachdruck, gegen das Tor zu pochen, öffnete es sich, und heraus trat ein Greis, nicht schlecht anzusehen in seinem weißen Barte. Ich dachte sogleich, dieser wäre es, den wir suchten, und er würde dann eine gute Figur machen. Hinter ihm standen, wie ich sah, die anderen Brüder. Alle mit langen

Bärten wie Waldmenschen. Und er, ihr Wortführer, sagte mit einer tiefen ruhigen Stimme und in der Mundart der Gebirgler: „Willkommen, Brüder, im Namen des Herrn. Ich bin Bruder Johannes. Wer seid ihr? Und was wollt ihr?“

Jetzt trat der hochwürdige Herr Kardinal vor und sagte ein wenig hastig und ungeduldig: „Gott mit euch. Aber weißt du nicht, was wir wollen?“

Jener sah ihn eine Weile ruhig an und sagte: „Es sind eben zwei Männer von Sulmona zu uns gekommen, mit einer Mär, die uns erschreckt hat. Wenn es an dem ist . . .“

„Wir suchen Petrus de Molise,“ sagte der Kardinal.

Hoch vom Berge herab klang noch immer der Gesang des Volkes, das uns nachfolgte.

„Er ist nicht mehr unter uns,“ sagte der Greis.

„Bei allen Heiligen!“ rief der hochwürdige Herr Kardinal, und es klang wie ein Fluch, auch erbleichte er und auch noch einige andere. „Er ist gestorben?“

Aber der Greis winkte mit der Hand ab und sagte: „Nein. Aber er ist der Welt abgestorben.“

Unsere Gesichter waren wohl so voll Verwunderung, daß er sogleich fortfuhr: „Vor zwei Monden hat er uns verlassen und sich ganz in die Einsamkeit zurückgezogen.“

Ist es hier nicht einsam genug? dachte ich. Jener aber wies mit der Hand nach einer Berghöhe hinauf.

„Etwa eine Stunde von hier," sagte er „dort hinauf, wohnt er in einer Hütte, allein mit Gott."

Jetzt sprach der hochwürdige Kardinal wiederum Französisch und es war diesmal wirklich ein Fluch, den er zwischen den Lippen zerpreßte. Ganz hilflos und verzweifelt blickte er nach dem Berge hinauf. Dann aber nahm er sich zusammen und sagte: „So müssen wir dorthin. Führt uns." Jener sah ihn wiederum eine Weile an, als wolle er sein Gesicht auswendig lernen, dann sagte er wie ein Bauer: „Wer bist du?" Ich trat rasch neben ihn und sagte: „Es ist der hochwürdige Kardinal, Herr Petrus Colonna, und bei ihm sind die ehrwürdigen Bischöfe von Orvieto, von Perugia und von Rieti, dazu . . ." Aber er lag schon am Boden vor dem Kardinale und hörte mich nicht mehr, und alle die Waldmenschen lagen hinter ihm wie gefällte Bäume. Dreimal berührte er mit seiner Stirne den Boden, und der hochwürdige Kardinal segnete sie. Danach standen sie auf und der Greis strich mit der Hand das Laub von seinem Gewand und sagte: „Was befiehlt mein Vater?"

„Führe uns zu dem, den wir suchen," sagte der Kardinal.

Da sah jener hilflos um sich, über die Menge des Volkes hin und auf den weißen Zelter und den purpurnen Baldachin, den die Diener wieder zusammengesteckt und aufgebaut hatten, und auf all die glänzenden Herren, Ritter und Priester und wies auf sie, als wische er mit der Hand darüber, und sagte: „Mit

all diesen? die soviel Lärm machen?" Und dann trat er vertraulich einen Schritt näher und sagte: „Laß sie alle hier bleiben, daß wir ihn nicht zu sehr erschrecken. Gott muß wohl wissen, was er tut. Aber es wird schwer für Bruder Petrus sein, dies zu begreifen und zu ertragen."

Es schien mir sehr verwunderlich, daß er eine solche Botschaft so aufnahm und ohne jedes Zeichen von Freude. Ich dachte, diese Waldmenschen könnten wohl Gott, auf den Knieen danken für eine solche Ehre. „Gut," sprach der Herr Kardinal, und zu mir gewendet: „Sagt es dem Volk. Aber wir wollen eilen." Da wandte ich mich an die Scharen mit strengen Worten und hieß sie sich lagern und warten, bis wir den herbrächten, den Gott erwählt habe. Und alles Volk lagerte sich voll Verwunderung.

„Auch das Roß," sagte der Greis „und das rote Dach laßt dahinten." Dann gab er einem der Brüder einen Befehl und nach einer Weile kam dieser wieder, mit zwölf festen Krückstöcken. „Es geht steil bergan" sagte Bruder Johannes und lächelte. „Und wir werden alle eine Stütze brauchen." Dann nahm er selbst einen Stab und gab zweien seiner Brüder jedem einen, und dem Herrn Kardinal einen, jedem der Bischöfe einen, mir einen und noch einigen der Herren, die gerade vor ihm standen. „Wir zwölf," sagte er, „werden genug sein auf diesem schweren Gange. Und schon zu viele." Dann schritt er voran durch das Volk in den Wald

hinein. Der hochwürdige Herr Kardinal besah seinen Baumstecken, schüttelte den Kopf, und folgte jenem, und wir alle gingen ihm nach voll Staunen über das Alles.

Von der Beschwerlichkeit dieses Weges, glaube ich, hat niemand viel bemerkt, obgleich es über Steine und Wurzeln und durch das Dickicht hinan ging wie auf einem Pfade für Ziegen und Waldtiere. Nur der Herr Kardinal, der auch mit zu weichen Schuhen versehen war, zwang uns oftmals zu rasten. Da traten die beiden Waldbrüder hinter ihn, reichten sich die Hände und boten sie ihm zum Sitze an. Nach einigem Widerstreben setzte er sich darauf, und so trugen sie ihn hinan, als wäre sein stolzes Gewicht nicht mehr als das eines Kindes, und als mache die Heiligkeit seines Amtes sein schweres Fleisch federleicht. So scherzte er selbst, obgleich es mir unziemlich schien mit den ernsten frommen Männern zu scherzen und noch dazu auf solchem Wege. Aber Ihr kennt ihn ja.

Von dem was uns alle bewegte sprach niemand. Auch war der Weg nicht dazu angetan, viele Worte zu machen. Zuletzt verstummte auch der Herr Kardinal, der noch ein Weilchen geplaudert hatte, ob hier viel Wild sei, eine gute Jagd, und dergleichen. Jene schüttelten nur die Köpfe oder nickten, je nachdem, und nahmen gewiß im Herzen manches Ärgernis, denn sie essen kein Fleisch und töten keine Tiere. Sie leben selbst mit dem Wild wie in Freundschaft.

Die Landschaft ward indessen immer gewaltiger. Eine wilde Felsschlucht. Nackte steile Steine stürzten links und rechts herab, und mancher gewaltige Block lag mitten im Weg und zwang uns über ihn hinwegzusteigen. Zuletzt kamen wir wieder ins Freiere, der Blick öffnete sich und vor uns lag eine Lichtung mit einzelnen Bäumen. Ein Bächlein rieselte. Unser Führer, der Greis, machte halt und zeigte auf ein kleines armseliges Hüttlein, das hinter einem Felsen unter zwei mächtigen Bäumen vor uns stand. Wir gingen leise noch ein paar Schritte näher heran. Da sahen wir ihn, den wir suchten. In der Hütte war ein Fensterlein, nur eine Öffnung mit ein paar Holzstäben vergittert, und durch das Gitter starrte ein Mann mit ganz verwildertem Bart und Haar, ein bleiches und abgehärmtes Antlitz, in dem zwei große scheue und wilde Augen brannten und uns fast mit Entsetzen betrachteten.

Ich kann Euch nicht sagen, wie mir zumute war und wie mich dieser Anblick erschütterte, aber ich war der erste, der sein Haupt entblößte, und alle entblößten ihre Häupter in gleicher Ergriffenheit, außer den Waldmenschen, die immer nackten Hauptes waren. Sie sanken auf die Knie vor ihrem Meister, und als er jetzt, ganz scheu und zögernd, aus der Hütte trat, ohne uns weiter entgegen zu gehen, warfen wir uns alle auf die Erde und auf unser Angesicht. Als ich nach einer Weile fast zagend aufblickte, sah ich, daß auch er sich auf sein Angesicht niedergeworfen hatte. Und so lagen wir eine

Weile voreinander, bis der Herr Kardinal sich aufrichtete. Es schien ihm jetzt an der Zeit sich in seinem Glanze zu zeigen, und so nahm er den Reisemantel, den er getragen, ab und warf ihn einem der Waldbrüder zu. Das gleiche taten die Herren Bischöfe. Und nun standen sie alle viere in ihrem Ornat da, den sie schon in Sulmona angelegt. Einer der Bischöfe reichte dem Herrn Kardinal den Wahlbrief, und jener begann ihn aufzurollen. Die goldenen Ringe an seinen Fingern blitzten.

Während er damit beschäftigt war sich so zu rüsten und seine Botschaft anzubringen, hatte sich auch jener, der Heilige, erhoben. Wir anderen blieben auf unseren Knieen, aber ich sah ihn genau an; denn ich war nur wenige Schritte vor ihm. Er trug eine zottige Kutte, aus einem sehr rauhen bäurischen Stoff, und ich sah, wie seine ganze Gestalt bebte als würde sie von einer unsichtbaren Hand hin und her geschüttelt. Er war im Gesicht ganz schwarz zwischen seinem wilden weißen Bart, und nur die Augen leuchteten weiß und grell aus dem Dickicht. Langes struppiges Haar hing grau und wie ein Fell über der Stirn, und so starrte er auf das Bild vor seinen Augen, wie auf eine Erscheinung von Geistern.

Als der Kardinal und die Bischöfe ihren Prunk enthüllten, hob er die Linke abwehrend mit gespreizten Fingern, in der Weise, wie das Volk böse Geister abwehrt. Die Rechte suchte nach einem kleinen Kreuz auf

seiner Brust, umkrallte es und hielt es uns entgegen wie bösen Teufeln. „Apage“ murmelte er und jetzt laut und deutlich „Apage Satanas“ und fuhr mit dem Kreuz vor uns hin und her, als wolle er die ganze Erscheinung mit gebieterischer Gewalt seines reinen Herzens hinwegwischen. Nun zitterten wir, glaube ich, alle vor Entsetzen vor dieser Gestalt. Aber der Greis aus dem Kloster, Bruder Johannes, trat jetzt neben den Entrückten und sagte laut: „Es ist keine Erscheinung, Bruder Petrus, und kein Blendwerk. Es ist der hochwürdige Herr Kardinal Petrus Colonna.“

„Was will er?“ sagte jener. „Was wollen diese?“

Jetzt trat der Herr Kardinal, dem, wie ich sah, dieser Zwischenfall sehr peinlich war, weiter vor, erhob seinen Brief und begann zu lesen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, und erleuchtet von diesen haben wir, das heilige Konsilium...“ Und so fort. Ihr kennt ja den Wahlbrief.

Ich sah währenddessen immer den Heiligen an, den Bruder Johannes in seinen Armen hielt, damit er in seiner Erregung nicht zu Boden sank. Und als jetzt die Worte kamen: „Und so haben wir dich, Petrus von Murrhone, erwählt zum Vater der Christenheit, daß du einnehmest und verwaltest den Stuhl des Heiligen Petrus,“ da war nichts als ein namenloses Entsetzen auf dem Angesicht des also Erwählten.

„Mich?“ schrie er und stieß den ihn Haltenden zurück. „Mich habt ihr erwählt? Mich auf den geschän-

deten Sitz? Nein! Nein! Nein!" Er blickte verzweifelt um sich, und als er uns zu Boden geneigt sah und nun wohl begriff, daß dies kein Traum und keine Erscheinung war, sondern wahrhaftige Wirklichkeit, da geschah das Unglaublichste, das niemand erwartet hatte. Wie ein Wild, das sich von Jägern und Hunden umstellt und in die Enge getrieben sieht, starrte er um sich, und da er gewahrte, daß sein Rücken frei war, wandte er sich plötzlich. Und mit einer Schnelligkeit, die niemand dem gebrechlichen Körper zugetraut hätte, lief er, nein sprang er in gewaltigen Sätzen davon und verschwand hinter der Hütte im Walde.

Wir standen da wie die Narren und schrieen: „Halt! Halt! um des Himmels Willen!" Aber er hörte nicht, und niemand wagte es sogleich ihn zu verfolgen und ihn anzufassen.

„Ich fürchtete es," sagte Bruder Johannes.

Ein anderer, einer von uns, sagte: „Er ist wahnsinnig." Das war wohl unser aller Meinung. Aber der Herr Kardinal sagte leise, zu mir gewendet: „Kein Grund zur Verwunderung. Auch dem seligen Vater Martin haben wir vor zehn Jahren nur mit Gewalt die päpstlichen Kleider angezogen, und er sträubte sich und weinte wie ein Kind. Wenn wir diesen nur erst in Rom hätten."

Unterdessen hatte Johannes, der Greis aus dem Kloster, eifrig mit seinen Waldbrüdern gesprochen. Jetzt trat er vor und sagte: „Wir haben ihn erschreckt. Er ist der Menschen so entwöhnt. Habt Geduld. Wir wer-

den ihn beruhigen. Er wird sich mit Gott in der Wildnis bereden. Danach wird er handeln. Laßt uns, die Seinen, eine Weile mit ihm allein und erwartet uns bei unserem Kloster; denn hier werdet ihr weder Speise noch Trank, es sei denn Wurzeln und Wasser, finden." Der Herr Kardinal verzog das Gesicht und blies die Backen mächtig auf. Wir überlegten eine Weile, und dann ward es für gut befunden, daß einer von uns bei den Brüdern bleibe, damit sie ihn nicht vielleicht ganz entführten. Eingedenk Eueres Auftrages wußte ich es so zu wenden, daß ich bei ihnen gelassen wurde.

So entfernten sich denn die anderen ziemlich verdrossen. Ein Bruder führte sie zurück. Wir drei aber, der Greis, ein Bruder und ich, machten uns auf, dem Entflohenen zu folgen. Im Vorbeigehen schaute ich in die Hütte, und es graute mich, daß hier ein Mensch lebte. So armselig war sie. Eine Laubstreu auf der Erde, ein Kruzifix an der Wand, ein Wasserkrug und ein Körblein voll Beeren war alles was ich sah. Kein Buch, Herr, auch nicht das Heiligste. Und hier wohnte der, der nun Herr der Welt werden sollte. Ich sage noch einmal, Herr, mich graute, und ich glaube, Euch wäre es auch so ergangen. Damals war ich noch voll weltlicher Gedanken und voll Menschenweisheit und Menschenfurcht. Aber hört weiter, wie ich Gottes Stimme vernahm.

Wir gingen einen schmalen Waldpfad in aller Ruhe und eine ganze Weile lang ohne zu reden. Danach war

uns nicht zu Mute. Jeder hatte mit seinen Gedanken zu tun. Der Pfad ging durch das Gehölz und an dem Berge hin. Zuletzt kamen wir in ein kleines Tal und hörten ein Bächlein. Da hielt der Greis an und deutete vor sich. Das Gebüsch öffnete sich und auf einer kleinen Waldwiese unter einem großen Baum kniete der Heilige. „Er betet," sagte der Greis und kniete gleichfalls nieder und auch der Bruder neben mir. Da kniete auch ich mitten im Walde. Über uns rauschte der Wind in den Bäumen und unter uns rauschte der Bach. Und die Sonne schien freundlich herein. Es war eine Stille voll Rauschen, sodaß es mir seltsam das Herz ergriff, und selbst in St. Peter habe ich nicht so innig gebetet, wie hier, und ich flehte den Himmel an, dies alles zum Besten zu wenden für die ganze Christenheit. Ich gestehe Euch, ich war im Innersten erschüttert. Und jetzt geschah erst das Seltsamste unter all dem Seltsamen. Als ich auf den Heiligen schaute, gewahrte ich plötzlich wie neben ihm ein großer Hirsch mit mächtigem Geweih aus dem Walde trat. Ich wollte aufspringen und schreien, aber der Greis, Bruder Johannes, bedeutete mir mit der Hand, ruhig zu sein. Der Hirsch schaute sich um, witterte in die Luft und sah den Knieenden, und nun, unglaublich zu sagen und unglaublicher anzusehn, ging er hin zu ihm, stellte sich neben ihn, schaute ihn eine Weile wie verwundert an und dann, als wolle er ihn unterstützen in seinem Gebet, ließ er sich auf die Kniee nieder und lagerte sich wie ein Lamm ihm zur Seite.

Jener, ohne sich umzuwenden oder zu erschrecken, betete noch eine Weile, dann, als ob er jetzt erst den seltsamen Nachbarn gewahre, hob er den Arm und legte ihn dem großen mächtigen Tier um den Hals, das ganz stille hielt. Der Heilige lehnte seinen Kopf an den Nacken des Wildes und verbarg zuletzt wie in schmerzlichem Zusammenbrechen sein Gesicht in dem zottigen Fell. So blieben sie lange. Wir, im Innersten bewegt, standen auf und gingen behutsam näher, obgleich ich mich vor dem Tier fürchtete. Aber in meinem Inneren, Herr, war nun aller Zweifel verscheucht, daß es wahrhaft Gottes Stimme war, die Euch und die anderen bewegte, diesen Heiligen, den selbst die Tiere des Waldes ehrten, zum Vater der Christenheit zu machen. „Dies ist wahrhaft ein heiliger Mann," sprach ich laut. „Er ist es," sagte der Greis. „Und er wird den Tempel Gottes reinigen von den Händlern und Krämern und wird das Kleid der Kirche reinwaschen von Blut und Sünden."

„Ja so wahr Gott helfe," rief ich. — Und dies, Herr, wird bald, wie ich hoffe, auch Eure Meinung sein: „Die Christenheit hat ihren neuen Heiland gefunden. Ein Heiliger auf dem Throne Petri! Ein wahrer Nachfolger des Heiligen Christ selber."

„Amen," sprach der Greis. „Es war an der Zeit."

„Amen," sprach der Bruder. Da standen wir dicht vor dem Bilde des seligsten Friedens. Der Mensch umarmte das scheue königliche Wild, und, wie ich jetzt sah, er weinte sich aus an seinem Halse wie an dem eines

Bruders. Als er aufblickte war sein Gesicht tränengebadet, aber ganz voll Frieden und Ergebung.

Ich kniete nieder und sprach: „Heiliger Vater, laßt mich den Ersten sein, den Ihr segnet mit Eurem apostolischen Segen."

Wir knieten alle drei vor ihm, und er stand auf, hob die Hände über das Tier hinweg und segnete uns und also auch das Tier in einem und sprach: „Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu."

Eine unsagbare Süßigkeit und Frieden füllten alle meine Sinne und meine Seele.

„O heiliger Vater," sprach ich, „das tausendjährige Reich, das Reich der Heiligen auf Erden, wird beginnen."

„Es ist nahe herbeigekommen," sprach Bruder Johannes. „Gott hat unsere Gebete erhört. Er ruft Euch und uns. Wir dürfen uns ihm nicht versagen und dürfen nicht fliehen. Nun kann alles vollendet werden. Es liegt in Euren Händen, Vater."

„In diesen schwachen Händen, o Gott!" rief der Heilige. „Gott ist in dem Schwachen mächtig," sprach Johannes. „Fürchtet Euch nicht." Und dann sprach er noch viele weise und gute Worte, Worte der Hoffnung und der Verheißung.

„Ich wollte," sprach der Heilige, „dieser Kelch wäre an mir vorübergegangen. Aber nicht wie ich will, sondern wie Gott will. Er ruft und ich gehorche. Verzeiht mir meinen Kleinglauben."

Dem allen hörte das Tier zu wie mit sinnender Gebärde. Dann entfernte es sich langsam und verschwand im Walde. Jener blickte ihm nach und seufzte.

Nicht lange danach gingen wir nach seiner Hütte zurück, und ehe es Abend wurde machten wir uns auf den Weg nach dem Kloster.

Mir war zu Mute wie einem Verklärten. Alles sang in mir, wie ich so hinter ihm drein schritt. So ist, dachte ich, einst der Herr selber mit seinen Jüngern im härenen Gewande gegangen. Niemand hätte es geglaubt, und doch hat er die Welt erlöst. Ich aber will jetzt glauben und hoffen.

Aber laßt mich meinen Brief schließen. Ihr wartet auf Nachricht und es brennt mir das Herz Euch zu schreiben und Euch zu beschwören: Glaubt mit mir! Glaubt und gebt Beistand dem Heiligen des Herrn! Eine neue Zeit bricht an und das wahre Reich der Gläubigen. Wir alle sind entflammt und ergriffen.

Als wir zu dem Klösterlein kamen, brannten schon viele Feuer in der Nacht, und das Volk lagerte darum. Aus der Dunkelheit traten wir mitten unter sie, und alle staunten, als sie den sahen, der da erwählt war. Aber sein Angesicht leuchtete über sie, und er segnete sie und ging still durch die stillegewordenen Scharen in das Kloster. Dort wurde dann alles weitere geordnet. Nur daß er keine päpstlichen Kleider anlegen wollte. Und so mußte der Herr Kardinal ihm seine Kutte lassen. Sein Haar aber wurde gereinigt und sein Bart ge-

strählt. Mit Heiterkeit fast ließ er dies geschehen und demütigte sich vor allen, voll Verlegenheit vor dem Herrn Kardinal und dem Glanz der Bischöfe.

Am anderen Morgen zogen wir nach Sulmona hinab, aber der heilige Vater war nicht zu bewegen den Zelter zu besteigen. Auf einem Eselein, das dem Kloster an anderen Tagen Brot und Salz zutrug, ritt er voran. Es war wie ein Omen für uns alle, daß dies Tierlein, das einst den Herrn selber getragen, nun diesen seinen Diener trug.

Hier in Sulmona sind wir angekommen. Alle Glocken läuteten, und das Volk kniete an den Straßen und füllte die Luft mit Hosiannah. Es ist eine unglaubliche Menge Volks hier zusammengekommen.

Ich aber sende Euch nun den Brief eilig und schreibe Euch eilig, daß wir bald gen Aquila wollen. Wie es heißt, ist auch König Karl auf dem Wege dorthin. Alle Könige der Erde sollten sich einfinden und sich neigen vor dem Heiligen.

Der Eure.

Im Jahre des Heils.

Jacopo Stefaneschi."

III.

Diesen wunderlichen Brief also empfing ich, noch leidend und voll Schmerzen zu Anagni. Noch am gleichen Tage brach ich auf und ließ mich in einer Sänfte tragen.

Aber da es meinem ungeduldigen Geiste zu langsam ging, bestieg ich am anderen Tage ein Pferd. Es ging leidlich, ließen doch Angst und Sorge mich alle Schmerzen vergessen. Am fünften Tage kam ich nach Aquila, gerade recht um das blasphemische Bild des Einzugs jenes zum Narren gewordenen Eremiten in die Stadt noch zu sehen. Oder war es nicht mehr? War es nicht in aller scheinbaren Demut ein wahrhaft sündiges Schauspiel, das man mit dem armen Narren aufführte? Anders kann ich das, was geschah, und kann ich ihn selber nicht nennen. Hinter einer Rotte prächtig gekleideter neapolitanischer Ritter hoch auf feurigen Rossen, hinter bunten Chören hymnensingenden Volkes und einem Schwarm prunkender Priester und Mönche, hinter wehenden Kirchenfahnen und hohen goldenen Kreuzen, kam er selbst, noch immer auf seinem struppigen Klostereselreitend, noch immer in seiner räudigen Kutte, baren Hauptes, in wildem Haar und Bart und den Segen erteilend mit einer Hand wie aus schwarzem Holz. Aus dem gleichen Stoff schien sein Gesicht geschnitzt. Nur seine Augen leuchteten weiß und waren wie die eines Kindes auf einem Jahrmarkt. Seinem Esel aber hatte man ein kostbares Zaumzeug angelegt mit seidenen Bändern, und, wahrhaftig, barhäuptig führten den Esel links am Bande König Karl selbst und rechts sein Sohn Karl Martell, der sich damals noch König von Ungarn nannte, weil er auf jenes Reich Anspruch machte. Zwei Könige führten mit allen Zeichen

äußerer Ehrerbietung das fromme Tier, deutlich genug für alle, die noch zu sehen vermochten, bekundend, daß sie diesen Papst, dies Kind ihres Landes, diese hilflose Kreatur des Waldes, auch weiterhin zu gängeln und zu ihren Zwecken zu gebrauchen dachten.

Voll Verzweiflung und Reue begab ich mich in das Kloster „Zum heiligen Geist" zur Herberge und bedachte, was noch zu retten und was zu tun sei. Gnade Gottes! Noch begriff ich damals nicht ganz, was uns, nein was die ganze Christenheit bedrohte, aber mein Herz war voll Unruhe und witterte Unheil.

Am andern Tag ließ ich mich bei jenem melden. Er wohnte in dem Palazzo, den König Karl zu Aquila hatte. Das Schloß lag hoch und mächtig über der Stadt. Friedrich der Staufer hatte es gebaut, in seiner Bauart, in der Art der Sarazenen. Von ihm erwarb es König Manfred, sein Sohn, und dann Karl von Anjou, mit unserer Hilfe, mit der Hilfe des heiligen Amtes, dem das Haus Anjou Land und Macht allein verdankte. Jetzt aber dachten sie mit französischer Schlauheit und schlimmer als die Staufer den Dank dafür abzustatten. Das erfuhr ich sogleich. Man ließ meine Boten nicht vor. Man ließ mir sagen, er, der heilige Vater, sei sehr ermattet. Er habe Botschaft ausgehen lassen, daß alle Kardinäle nach Aquila zu ihm kämen zu seiner Weihe. Es sei ihm nicht wohl möglich nach Rom zu ziehen, wohin wir ihn geladen. Er sei seines Körpers kaum mächtig vor der Erregung dieser

Tage. Ich möchte mich gedulden, so würde ich ihn sehen.

So leicht freilich wurde es ihnen nicht, wie sie dachten, jenen für sich zu behalten und abzusperren. Soviel wagten sie doch nicht, daß sie mich mit Gewalt aufhielten, als ich nun sogleich in das Schloß kam. Sei jener krank oder ermattet, sagte ich, so sei gerade mein Platz an seiner Seite, so bedürfe er wohl geistlichen Trostes und Zuspruches.

Als ich in den Raum trat, in dem er sich aufhielt, war er denn auch, wie ich mir dachte, wohlauf und wußte gewiß nichts von jener Ablehnung; denn alle Frechheit lag ihm gänzlich fern. Im Gegenteil, er war fast unwürdig in seiner knechtischen, bäurischen Demut. Als er mich sah, wollte er vor mir auf die Erde fallen. Ich fing ihn auf in einer Umarmung. Seine Kutte roch wie das Zeug von Holzfällern, wenn sie aus dem Regen kommen.

König Karl selber und einige seiner Höflinge waren in dem gleichen Gemach, dazu einige von den Waldbrüdern, auch jener Greis Johannes, von dem Jacopo geschrieben. Diesen selbst übrigens hatte ich sogleich bei meiner Ankunft nach Anagni gesandt.

Der König begrüßte mich fast höhnisch freundlich. „Es ist viel Volks in der Stadt," sagte er. „Das ganze Land versammelt sich. Viele Tausende. Ich glaube, sie würden es nicht dulden, daß man die Weihe an einem anderen Orte als hier vornähme."

Ich verstand wohl die Drohung und sah die Falle in die ich gegangen.

„Auch habe ich Botschaft," sagte er, „daß die Herrn Kardinäle schon auf dem Wege sind. Herr Petrus Colonna ist auch hier. Ich freue mich, daß auch Ihr, Herr Gaetani, so bereitwillig gekommen."

„Ich habe auch eine Botschaft," sagte ich, „die Euerer Hoheit sicher neu ist. Herr Latinus von Ostia, dem wir diese Wahl verdanken, ist gestern gestorben."

Ich sah wie der König sich verfärbte und wie er begriff, was ich meinte, daß nun seine, die Partei der Franzosen, unter den Kardinälen in der Minderzahl sei.

„Die Wahl ist geschehen," sagte er.

„Die Weihe," sagte ich, „steht noch aus."

„Niemand wird es wagen," sagte er.

„Davon ist nicht die Rede," sagte ich und verbeugte mich. Wir ließen einander nicht aus den Augen, und es war mir nicht möglich, mit dem, den wir erwählt, so zu sprechen, wie ich gerne getan hätte. Ich blieb daher nicht lange, aber ich bemerkte mancherlei. Als ich hinaus ging, geleitete mich der König höflich.

Der Erwählte aber nahm, als ich mich zum Abschied vor ihm verneigte, meine Rechte und küßte sie. Da ergriff mich Mitleid mit ihm. Und als ich in seine Augen sah, die mich voll Vertrauen anblickten, ganz ohne Falsch und ohne Klugheit, erbarmte mich seiner. Es ist nun geschehen, dachte ich. Dieser also soll die Heilige Tiara tragen. Dieser soll die Welt beherrschen und ein

Fürst aller Fürsten sein. Gnade Gott der Christenheit! — Aber ich sah keinen Ausweg. Auch glaubte ich damals noch, dies Kind müsse leicht zu lenken sein, wenn es nur erst den Händen des Königs entrissen wäre. Ich hielt diesen Waldmenschen für ein Stück Wachs, fast zu schwach für meine Hände. Aber hinter ihm standen seine Mönche und jener Greis Johannes. Ich betrachtete sie prüfend. Sie sahen mich gerade und fest an, wie Krieger den Feind anblicken, wenn sie die Speere gesenkt haben. Die sind hart wie Eisen, dachte ich, diese da in ihrer fanatischen Torheit. Und mit einem Male wußte ich: mit diesen und ihren bäurischen Schädeln, nicht mit dem König werde ich den härtesten Kampf zu bestehen haben. Der König streitet auf einem Felde und mit Waffen, mit denen auch ich zu streiten gewohnt bin, und, wie ich glaube, ein wenig besser als er. Aber diese Waldmenschen? Was werden sie anstellen! Schädel aus Holz und Herzen aus Eisen und Augen wie Flammen. Woran erinnern sie mich? Da fiel mir ein, an das Aussehen von Ketzern, die mitten auf dem Scheiterhaufen in ihrer verbissenen Torheit beharren und lieber die Flammen kosten, als Vernunft annehmen.

„Ihr seid nachdenklich geworden, Herr Gaetani," sagte der König.

Ich betrachtete ihn eine Weile, dann hielt ich ihm meine Hand hin und sagte: „Ich glaube, wir werden bald Grund haben einander Beistand zu leisten." Dann ging ich rasch davon und ließ ihn denken, was er wollte,

da er gewiß damals noch nicht begriff, was ich selbst nur dunkel meinte. Er glaubte wohl, ich fürchte ihn und wolle mich an ihn machen, da doch nun einmal der Herr der Kirche in seinen Händen sei. Aber ich sah schlimmere und gemeinsame Feinde für uns alle.

Es währte acht Tage, bis die Herren Kardinäle alle beisammen waren. Sie kamen widerwillig und betrachteten mit ihren weltmännischen und gelehrten Augen erstaunt das Waldtier, das sie da erwählt und dem sie den Stuhl anvertraut hatten, von dem aus er nicht nur die Seelen der Christenheit betreuen, sondern auch mit Weisheit und Majestät über Königen und Fürsten thronen sollte. Ein jeder der ihn zuerst sah, verzog den Mund vor Verwunderung und Verlegenheit. Ich wußte bald, daß es jeden heimlich reute, was hier mit seinem Willen geschehen war. Doch sah ich auch, daß sich jetzt nichts mehr ändern ließ, so sehr mich darnach im Inneren verlangte, sogleich hart zuzugreifen und die Weihe zu verhindern. Dazu waren sie nicht zu haben, aus Furcht vor dem Schisma, vor König Karl und vor der Masse des Volkes. Und so erfolgte die Weihe am 24. August 1294. Herr Jacob Colonna vollzog sie in einem Kirchlein vor den Mauern Aquilas. Wir alle wirkten mit nach unseren Ämtern.

Man zählte an diesem Tag zweihunderttausend Fremde in der Stadt. Der neue Papst nannte sich Coelestin und war der Fünfte dieses Namens. Nach der Weihe zog er mit allem Pomp in die Stadt ein, nicht

mehr auf seinem Esel, sondern auf einem reichgeschmückten weißen Zelter und unter der blitzenden Krone. Es sah aus, als habe man in einem Fastnachtsstück den Nickelmann oder irgend einen Waldgeist zum Könige gekrönt. Aber das Volk brüllte und war außer sich, daß hier gewissermaßen einer ganz seiner Art, ein Bauernsohn und ein Bauer noch immer, zum Herrn der Christenheit gemacht wurde. König Karl hielt wiederum den Zügel und beim Aufsetzen und Absetzen den Steigbügel. Er meinte, diesen Papst ganz in seiner Hand zu haben. Schon am nächsten Tage ernannte jener, von dem Könige gedrängt, fünf neue Kardinäle, Neapolitaner und Kreaturen Karls. Am gleichen Tage machte er den Grafen Thomas von San Severino, einen Freund des Königs, zum Senator und weltlichen Herrscher von Rom. Die Vertreter Roms mochten dagegen sagen, was sie wollten. „Mein König hat es mir geraten," sagte jener, wie ein Bauer, der nichts wider seinen Landesherrn tun darf. Aber zugleich verlieh er auch den Römern allerlei Rechte, was sie nur immer verlangten, und erzürnte dadurch den König. Auch vielen anderen gab er Würden und Ämter, recht aus dem Vollen und ohne Ahnung und Überlegung. Wer es verstand, sich zu ihm zu drängen und ihm mit beweglichen Worten zu nahen, ihm ein Schriftstück vorzulegen, dem erlag er und unterschrieb alles. Es schien mir, als würde ihm das Lesen schwer und so unterschrieb er ohne lange zu prüfen und vertraute den glatten Wor-

ten der Höflinge und Schmeichler. Ich sagte schon, er kannte das Böse nicht. Er lächelte jeden an wie ein Kind und er verschenkte wie ein Kind, was er in Händen hatte und oft genug, was ihm garnicht gehörte. Ich erkannte dies sogleich und es schien mir richtig, einigen Vorteil daraus zu ziehen, nicht meinetwegen, sondern um dem Könige, wenn es Zeit wäre, zu begegnen. So ließ ich diesen spendefreudigen Papst einige Gnaden für meine Leute unterzeichnen. Er gab willig die Unterschrift zu allem und drückte das Siegel mit kindlicher Freude in das Wachs. Zwischen diese Papiere ohne viel Bedeutung aber hatte ich ein anderes gelegt, verfänglicher Art. Davon wird noch die Rede sein. Auch dies unterschrieb er, sein Todesurteil, wenn man will. Es erbarmte mich seiner im tiefsten Herzen. Aber hier war nicht Zeit zum Erbarmen, wie sich nun täglich mehr zeigte.

Wie ich erwartet hatte, war er nicht zu bewegen, nach Rom zu kommen, wohin wir alle ihn drängten, sondern er folgte dem Befehl des Königs, und wurde von ihm in einem Triumphzuge und doch wie ein Gefangener nach Neapel gebracht. Jetzt erschienen die Herren Petrus und Jacob Colonna, Mattheus Rubeus und schließlich alle Kardinäle und viel Prälaten und Bischöfe bei mir, voll Wut und Sorge.

„Man muß ihn mit Gewalt zwingen," schrie Herr Jacob. Ich sagte ihm, daß es seiner Gesundheit unzuträglich sei, sich so zu erregen und hieß ihn auf die

Straße hinausblicken, wo die Reiter Karls und die Massen des Volkes den Zug nach Neapel vorübergeleiteten. „Welche Gewalt," sagte ich, „habt ihr denen da entgegen zu stellen? Wir sind in eine Falle gegangen und haben dies alles nur unserer eigenen Torheit zuzuschreiben, nicht diesem Unglücklichen, den wir in seinen Bergen und Wäldern hätten lassen sollen."

„Ich wollte, er wäre wo der Pfeffer wächst," schrie Herr Jacob. „Was gedenkt Ihr zu tun? Wir sollten alle nach Rom gehen, so muß er uns folgen."

„Ich glaube nicht," sagte ich, „daß er sich viel aus uns und unserer Gegenwart macht, wenn Herr Karl ihn auch wollte aus den Händen lassen, woran er nicht denkt, ehe er ihn nicht besser erkannt hat. Aber er wird noch erfahren, daß auch für ihn hier kein Weizen blüht, wenn es auch jetzt noch anders aussieht. Darum rate ich, daß wir uns aufmachen mit guter Miene und mit nach Neapel ziehen und in seiner Nähe bleiben. Wer mir folgt — denn ich werde nirgends anders hingehen — wird gut daran tun."

„Wenn Ihr geht," sagte Herr Petrus, „müssen wir auch dabei sein." So trieb diesen der Argwohn, andere ihre Treue, mir zuzustimmen.

„Jetzt sind noch Festtage," sagte ich, „aber in Neapel wird es bald ein böses Erwachen geben." Und ich zeigte auf die finstere Schar der Waldbrüder, die, von allen Seiten herbeigekommen, den Zug mit ihren wilden Gestalten beschlossen. „Dieses Heer," sagte ich,

„haben wir mehr zu fürchten als den König.“ „Die Narren!“ sagte Mattheus. „Aber sie glauben,“ sagte ich, „daß ihre Zeit gekommen ist, das Gottesreich auf Erden, in dem diese Apostel der Armut die Herren sind. Wie würde Euch solche Kutte gefallen, Herr Petrus, und Hunger und Kasteiung?“ Er lachte und hielt es für Spott.

IV.

Während wir noch auf dem Wege nach Neapel waren, ritt plötzlich Herr Karl unvermutet neben meiner Sänfte und begrüßte mich sehr höflich und ernst. „Es ist heiß,“ sagte er, „und staubig. Ich hätte Lust eine Weile unter diesen Bäumen zu rasten.“ Und er lenkte sogleich vom Wege auf einen schattigen Platz zu, über den ein paar Eichen sich wölbten. Ich hieß meine Träger ihm folgen und sich dann entfernen, da ich wohl sah, daß der König nicht des Schattens wegen zu mir gekommen. Er stieg vom Pferde, nahm seine Haube ab und trocknete sich den Schweiß und Staub vom Gesicht mit einem Tüchlein. Dabei sah er mich nach seiner Art heimlich und von der Seite und wie aus einem Versteck an.

„Ein heißer Tag,“ sagte er abermals. „Ein mühsamer Weg, Herr Gaetani.“

„Ihr hättet ihn Euch ersparen können,“ sagte ich.

Er lächelte, nicht ohne fröhlichen Hohn. „Ein Kriegsmann ist an dergleichen gewöhnt,“ sagte er, „aber Ihr

säßet kühler in Eueren Gärten zu Anagni. Ich hörte von ihrer Schönheit."

„Wo das Haupt der Kirche ist," sagte ich, „da sollen auch die Glieder sein. Wenn es dem Herrn Papst beliebt nach Neapel zu gehen, so habe ich schon lange Sehnsucht nach Eurer Stadt." Der König schwieg, aber ich sah wohl, daß er mehr auf dem Herzen hatte, und daß sein Übermut und die höhnische Freude der letzten Zeit von ihm gewichen war. Er kam näher heran.

„Es ist gut," sagte er „daß Ihr Euch die Mühe nicht verdrießen laßt. Der heilige Vater würde Euren guten Rat entbehren."

„Er hat mich noch nicht darum gebeten," sagte ich, „und es haben sich schon genug Ratgeber an ihn heran gemacht."

„Herr Gaetani," sagte der König, „Ihr haltet mich für Eueren Feind. Mit Unrecht. Ich weiß Euch zu schätzen. Euer Rat scheint mir arg von Nöten. Es gibt merkwürdige Flausen in diesen Gehirnen."

Jetzt konnte ich mich nicht enthalten, ihm sein Lächeln in gleicher Münze zurückzugeben. „Ihr habt ja alles in der Hand," sagte ich, „den Papst, die neuen Kardinäle, die Stadt Rom selbst. Es hängt doch alles von Eurem Willen ab. Ich sah nie einen Menschen, der leichter zu täuschen und zu leiten war als dieser Papst."

„Jawohl," rief der König, „von Jedermann. Und dann ist er verstockter als Ihr denkt. Diese Waldbrüder, die sich nun Coelestiner nennen . . ."

„Es sind schlichte und ehrliche Männer," sagte ich.

„Narren," rief er, „schlimme Phantasten und Ketzer. Sie wollen alles umstürzen. Sie werden das Unterste zu oberst kehren, wenn man sie gewähren ließe. Das tausendjährige Reich! Der Himmel auf Erden! Alle Menschen sind gleich. Liebe. Brüderlichkeit. Freiheit des Christenmenschen! Was muß ich für ein gefährlich Geschwätz anhören. Ketzergeschwätz, aber . . ."

Ich hob die Hand und wehrte ab. „Ihr vergeßt Euch," sagte ich. „Ihr sprecht von dem Herrn der Christenheit und von seinen vertrautesten Freunden. Das alles, was Euch erschreckt, ist die Lehre unseres Meisters selber, die nun endlich Wirklichkeit werden soll. Das tausendjährige Reich ist uns verheißen. Und vor Gott sind wir alle Knechte oder Freie, wie er will, und zwischen Eurem geringsten Roßknecht und Euch . . ."

Aber er ließ mich nicht vollenden. Der Zorn verfärbte sein Gesicht. „Oh auch Euch geht es dann an den Kragen!" schrie er. „Er ist schon dabei einen Hirtenbrief loszulassen an alle Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Klöster, daß sie alle alles weltliche Gut von sich tun, daß sie nicht Fürsten der Welt, sondern Fürsten der Seelen sein sollen. Was weiß ich." Er trat mir ganz dicht unter die Augen. „Herr Gaetani, darf ich Euch Wohnung in meinem Schlosse anbieten. Ich glaube wir werden einer den anderen nötig haben?" Er hielt mir die Hand hin. Da ergriff ich sie und sagte: „In allem was der Kirche dient, werdet Ihr mich immer

bereit finden." Er drückte mir fest die Hand, schwang sich in den Sattel und ritt eilig davon. Ich winkte meinen Dienern und folgte ihm, das Herz voll Unruhe und voll planender Sorge. Aber wenn ich an den König dachte, mußte ich lächeln, wie fein ich ihn bald in der Hand haben würde.

In Neapel wurden ihm und allen die sehen wollten die Augen gänzlich geöffnet. Bei dem Einzug gebärdete sich das Volk wie toll und schon hatten die Waldbrüder und andere Armeleutspriester den Pöbel nicht schlecht erhitzt. „Jetzt kommt eine neue Zeit," predigten sie. „Jetzt kommt die Zeit der ersten wahren Christen wieder. Alles allen gemeinsam. Herunter mit den großen Hänsen, die Christi Lehre verfälscht haben. Wir sind alle Brüder im Herrn, und wer sich nicht fügen will, den muß man totschlagen. Das Reich des Antichrist ist vorbei. Das Reich Gottes auf Erden beginnt. Der Herr selber wird bald mitten unter uns sein." Und dergleichen mehr.

Ich hatte mich nicht ohne Absicht mit rechtem Prunk gekleidet und vermochte auch die anderen Herren der Kurie das Gleiche zu tun. So erfuhren sie sogleich bei dem Einzuge aus dem Munde des Pöbels, der alle Straßen füllte, welche Stunde es geschlagen. Es war mir nicht unlieb, daß man sie ängstigte mit rohem Zuruf. Besonders Herr Petrus Colonna mit seinem mächtigen Wanste hatte manches zu leiden von dem Spotte der Gasse. Er tobte nach seiner Art recht unchristlich und

machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er, der zuerst so eifrig gewesen, sagte, man solle alle diese stinkenden Kutten aufhängen; denn auch er begriff, woher dieser Wind unter das Volk wehte, und daß hier die Saat aufging, die nun seit fast einem Jahrhundert, seit den Tagen jenes Franz von Assisi gerade in diesen südlichen Ländern war gesät worden. Mochte jener es anders gemeint haben; wie er wollte. So jedenfalls verstand ihn das Volk, daß es Priester in seidenen Kleidern, auf schimmernden Rossen und in vergoldeten Sänften nicht mehr dulden wollte. Herr Petrus Colonna und die anderen Herren der Kurie drangen darauf, daß man seiner Heiligkeit dem Papste sogleich die Gefahr zeigen müsse, die von dem niederen Volke und seinen Waldmenschen drohe, und daß man ihn zwingen müsse, die lächerlichen Briefe und Botschaften, von denen sie auch schon vernommen, hintanzuhalten und zu verbrennen, der Vernunft zu gehorchen und nicht den Schwärmern.

Als wir in den Raum traten, den der König seinem Gaste in seinem neuen Palaste angewiesen, saß er da wie ein kleines Mäuslein in einer großen Tonne, schüchtern in eine Ecke verkrochen. Mächtige Säulen trugen den Saal. Gold und Purpur leuchtete im Dunkel von den Wänden. Aber nur ein Leuchter in jener Ecke warf ein Licht auf den Greis, der in einem mächtigen Lehnstuhl versunken voll Angst auf uns blickte, als wir hintereinander herein traten. Seinen greisen Gefährten Jo-

hannes, der neben ihm stand, hielt er am Arm fest. Wir begrüßten ihn nach Gebühr, und auch er erhob sich, fiel aber sogleich vor Ermattung in seinen Stuhl zurück.

„Ich will hier fort," murmelte er, „fort, fort in den Wald." Aber Johannes beugte sich tiefer über ihn und sprach ihm Mut zu. Es war ein klägliches, jammervolles Bild. Herrn Petrus Colonna rührte es nicht. Er tobte sich seinen Zorn vom Herzen, bis ich ihm die Hand auf den Arm legte. „Ich will fort," stammelte der Greis immer wieder, „ich will fort." Da nahm Johannes das Wort und sagte: „Gott hat dich berufen, Lieber. Fürchte dich nicht vor diesem ungewohnten Ort und diesen Kindern der Welt. Er wird dir beistehen." Aber da hatte ihn Herr Petrus Colonna schon am Rock und schob ihn vor sich her. „Hinaus," schrie er, hinaus!" Und ehe wir uns dessen versahen, hatte er ihn zur Türe hinausgeschoben, und jener wagte nicht sich dem Kardinal zu widersetzen. Aber der Greis in seinem Stuhle wimmerte wie ein Kind und begann still vor sich hinzuweinen. Er dauerte mich, daß er für unsere Torheit büßen mußte, und ich sagte: „Fürchtet Euch nicht, Vater. Hört auf uns, und alles wendet sich zum Guten. Jene führen Euch ins Verderben."

„Nein, nein," sagte er. „Hat nicht der Meister seine Jünger ausgesandt und gesagt, daß sie auf der Wanderschaft nichts bei sich trügen als nur einen Stab, keine Tasche, kein Brot, kein Geld im Gürtel, nur Sandalen

an den Füßen und keinen Mantel über dem Rock. Und Ihr kommt daher wie Könige, mich zu versuchen ..."

„Es mag sein, Vater," sagte ich, „daß nicht alles ist, wie es sein sollte, und vieles läßt sich bessern. Aber darum geht es nicht. Jener, der Vollkommene, dem wir nachstreben sollen, lebte im Reich des Vollkommenen, darnach wir auch ringen wollen. Aber wir, wir leben in dieser unvollkommenen Welt, die wir leiten und lenken sollen. Es ist eine Welt der Natur und voll Bestien, aus denen wir einmal vielleicht Lämmer machen. Aber jetzt sind es Wölfe und Bären und Löwen. Wollten wir jetzt sein wie die Lämmer, so würden wir alle von ihnen zerrissen. Mehr denn tausend Jahre schon arbeiten die Diener der Kirche nur an diesem, daß sie die Bestien zähmen und sanfter und zu Menschen machen. Nur die Macht herrscht in dieser Welt, und nur mit ihren eigenen Waffen können wir die Mächtigen schlagen und sie bezwingen. Alle die vor Euch auf dem heiligen Stuhle saßen, haben dafür gestritten und oft das Leben und alles gewagt, daß das heilige Amt über die Könige und Mächtigen und die wilden Tiere unter den Menschen triumphiere. Und sie haben Christi Thron über alle Könige aufgerichtet. Wollt Ihr nun dies alles mit einemmal aufgeben? Einst kommt wohl die Zeit, auf die Ihr hofft und an die auch wir glauben, da der Löwe mit dem Lamme schläft. Einmal kommt es dahin, daß alle auf Erden sind wie die Engel des Himmels. Dann bedarf das Gute der Macht und der Gewalt

nicht mehr. Dann wollen wir alle in Sandalen und schlichten Kleidern gehen. Dann ruhen Schwert und List. Dann ist Frieden. Aber wie ferne noch! Jetzt ist die Zeit der Schwerter und der scharfen Dolche, der listigen Herzen und verschlagenen Köpfe, die Zeit der Gewalt und der Kraft. Und wofür streiten wir denn, als für das Reich Gottes und seine Kirche auf Erden, daß sie Macht behält, die Könige und die Gewalttäter zu zähmen. Dafür müßt auch Ihr streiten, und dazu seid Ihr berufen."

„Ich bin unter die wilden Tiere gefallen," sagte er, „unter die Räuber und Mörder." Und er begann so herzzerbrechend zu weinen, daß an diesem Abend nichts mehr von ihm zu erreichen war. „O hättet ihr mich gelassen wo ich war," sagte er.

„Das wollte ich wahrhaftig auch," sagte Petrus Colonna.

„So laßt mich fort," jammerte jener.

Ich sah ihn eine Weile an in seiner Hilflosigkeit. Dann wandte ich mich zum Gehen und sagte: „Ihr werdet müde sein heute. Wir wollen ein andermal weiter davon reden. Aber unterschreibt nichts mehr, was wir nicht gesehen haben." Er schüttelte verzweifelt den Kopf, und wir gingen. Einige grüßten ihn nicht einmal mehr, als wir hinausschritten.

Als wir draußen waren, ergriff Herr Petrus Colonna mich an der Brust und sagte: „Man sollte ihm den Willen tun." Aber sein Oheim Herr Jacob Colonna

stieß ihn im Dunklen an, wie ich wohl fühlte. „Wir müssen morgen weiter sehen," sagte er.

Als wir am anderen Morgen wieder in das Gemach traten, gesonnen Coelestin zu einer festen Erklärung zu zwingen, war er verstockt und wollte uns nicht anhören. Seine Waldbrüder waren um ihn und füllten ihm die Ohren mit ihrem Geschwätz. Unverrichteter Dinge verließen wir ihn.

So vergingen einige Wochen in beständigem Zerren. Bald schien er uns, bald jenen folgen zu wollen, und immer hilfloser schwankte er zwischen beiden. Da ihn die prunkvollen Räume des Schlosses erschreckten, bat er, daß man ihm mitten in dem Saal des Königs eine hölzerne Hütte zimmere, genau der gleich, die er im Walde gehabt hatte, aus rohen Stämmen und Rindenstücken. Und es geschah wahrhaftig. In diese Hütte verkroch er sich, wie ein Dachs in sein Loch, und immer wenn wir, oder der König, kamen, lag er darin auf den Knieen und betete. Kaum in der Nacht gönnte er sich Ruhe, und immer rief er Gott an und bat ihn um Erleuchtung oder um Befreiung von seinem Amte. Oftmals hörte man ihn weinen und schluchzen. Seine Augen waren rot von vielen Tränen. Sein Haar naß und wild. Die päpstlichen Gewänder legte er nur selten an. An den meisten Tagen trug er eine alte Kutte, dem Sack gleich, den er in den Wäldern getragen. Es war kein päpstlicher Anblick. Die Gesandten der fremden Fürsten lachten, wenn sie ihn sahen.

Indessen fuhren seine Brüder, die Coelestiner, fort, das Volk aufzuregen, als hielten wir jenen gefangen. Auch tauchten Schreiben auf, in denen er seine wunderlichen, bäurischen Weisheiten verkündete, Schwärmereien und Träume, dazu Schmähungen der Mächtigen auf Erden. Es mag sein, daß er von diesen Schreiben nichts wußte. Aber sie wurden ihm von den Seinen untergeschoben, und das Volk hörte sie lieber wie das Evangelium. Jener blieb in all seiner Verzweiflung ohne Bosheit, ein Kind, in dessen Hände man ein gefährliches Schwert oder ein verderbliches Feuer gelegt hatte. Es schien mir an der Zeit ihm beides aus den Händen zu nehmen. Und damals waren es vor allen anderen Petrus Colonna und sein Oheim, der Kardinal Jacob, die mir zustimmten, und Petrus sagte: „Wer das wagte und fertig brächte, uns und die Kirche von diesem Narren zu befreien, dem sollte man ewig danken."

Es dauerte aber nicht ein Jahr, da hatte er diese Rede vergessen. Damals aber gaben er und die anderen alle mir Vollmacht. Und der Kardinal Jacob selber war es, der da sagte: „Ihr seid der Mann dazu, Gaetani, und was Ihr tut, tut Ihr ja auch für Euch." „Alles für die Sache, der wir dienen!" sagte ich.

Nachher haben meine Feinde, die Colonna, allerlei Märchen erfunden, als habe ich in der Nacht jenen armen Waldmenschen erschrecken lassen, als habe ich, oder einer der Meinen, ein Sprachrohr in jene Holz-

hütte geleitet und in der Finsternis jenem wie mit himmlischer Stimme zugerufen, daß er um seines Heiles und um Gottes Willen dem Amte entsagen solle. Aber vor Gott, das ist Lüge, und alle die ihn in jener Zeit gesehen, wissen, daß dergleichen nicht vonnöten war. Jener war so verwirrt in seinem einfachen Geiste, daß er alles, was mit ihm geschah, für des Teufels Gaukelspiel und schlimme Versuchung hielt, daß er, Petrus der Einsiedler, nur träume Papst und Herr der Welt zu sein, und daß Gott ihn für so anmaßende Träume strafen werde. Und auch wenn er klaren Geistes war, hielt er es für ein Verdienst, für das Zeichen höchster und Gott wohlgefälliger Demut, für die Krone wahrer Entsagung und Selbstverleugnung, daß er tue, was vor ihm noch keiner getan, das höchste Amt auf Erden niederzulegen und wieder in seine Wälder zu flüchten zu seiner Eichelmast in Einsamkeit und Verborgenheit. Und so gehörte nicht viel Mühe dazu ihn ein Schriftstück unterzeichnen zu lassen, in dem er Amt und Krone in die Hände der Kardinäle zurücklegte. Dazu war weder Betrug noch List vonnöten.

Auch König Karl könnte, wenn er wollte, da mein Zeuge sein, er, dem mehr daran lag als uns allen, diesen gefährlichen Geist, der ihm ganz zuwider geworden, unschädlich zu machen. Er wußte vielleicht auch mehr als wir, wie dieses Gift sich auszubreiten und vor anderem sein Land und Volk zu verderben drohte. Er kam in dieser Zeit oft zu mir und bestürmte mich, daß

ich nun dazu berufen sei, das Amt von jenem und auf die eigenen Schultern zu nehmen, da doch von den anderen allen niemand es wagen würde in einem solchen Augenblick und unter solchen Umständen.

Es war zu allem Überfluß einer von den Coelestinern, von denen nicht wenige in Zungen redeten und wahrsagten, aufgestanden und hatte verkündet, dieser Papst Coelestin werde nicht sterben, aber eine Zeitlang von Gott hinweg genommen werden, und dann werde ein anderer Papst kommen, der werde eines gewaltsamen Todes sterben. Danach aber werde Gott selber mit seinem Sohne in Wolken erscheinen, und Coelestin werde wieder kommen und der letzte Papst sein am Tage des Gerichtes. Das glaubten viele in diesen verworrenen Tagen.

„Noch nie," sagte der König, „hat ein Papst abgedankt, unerhört wird es vielen scheinen. Aber was bleibt für ein Ausweg? Ihr seid der Mann auch das Unerhörte nicht zu fürchten." Als er soweit war, reichte ich ihm ohne zu antworten ein Schriftstück, das, wie ich schon sagte, jener Greis gleich in den ersten Tagen zu Aquila mir unterschrieben hatte, ohne zu wissen, was er tat, und das ich für diesen Augenblick aufgehoben. Darin sprach er kraft seiner päpstlichen Lehnsgewalt Jakob von Aragonien das Reich Sizilien zu und versprach, ihn darin zu erhalten. Karl verfärbte sich und steckte das Schriftstück schnell in sein Wams.

Ich lächelte und sagte: „Es ist nur eine Abschrift. Aber das Original ist auch in meinen Händen, und ich hätte es längst nach Palermo senden sollen. An dem Tag, an dem ich jenes Amt antrete, will ich das Schriftstück vernichten oder in Eure Hände legen."

„Es wird keine Stimme gegen Euch sein," sagte der König und verneigte sich.

„So wird das Haus Anjou diesen Tag segnen dürfen," sagte ich. Und dann ging ich zu jenem und er unterschrieb ohne Drängen und mit Freuden, daß er seinem Amt für jetzt und alle Zukunft entsage. Doch schien es mir nötig, den König und die anderen noch ein wenig zu schrecken, und so ließ ich die Nachricht von dem was geschehen, sogleich unter das Volk bringen. Da rottete es sich noch am gleichen Tag, von den Coelestinern aufgehetzt, zusammen. Wie ein Lauffeuer lief die Nachricht durch die Stadt, und selbst die Landleute kamen von ihren Feldern herein. Ganz Neapel war auf den Beinen. Es war eine solche Volksmasse auf den Straßen, daß dem Könige nichts übrig blieb, als zuzusehen wie sie vor das Schloß zogen, denn sie kamen plötzlich und seine Ritter und Reiter waren verstreut in der Stadt. Er litt große Angst und die Kardinäle hielten sich verborgen und fürchteten für ihr Leben. Ich habe diese Furcht nie gekannt und blieb bei dem, den sie suchten.

Vor dem Schloß schrie die Masse, und in das Schloß drang eine wilde Rotte, von den Brüdern geführt. Und

nicht einer sondern viele schrieen auf den Greis ein, er solle mit ihnen hinauskommen. Er sei hier gefangen und niemals dürfe er sein Amt aufgeben. Gott habe ihn berufen die Kirche zu erneuern, und er dürfe sich nicht fürchten und nicht am Anfang schon alles hinwerfen. Jener zitterte und weinte und sagte ihnen, er wisse nicht, was er tun solle. Zuletzt flüchtete er in seine Hütte, lag auf den Knieen und schrie wie ein Rasender zu Gott und gab niemandem mehr Antwort. Ich aber sagte jenen, sie möchten morgen wieder kommen, da werde ihnen öffentlich und vor allem Volk Antwort werden. Jener werde nur tun, was er selber wolle und niemand werde ihn zwingen. Damit beruhigten sie sich. Aber das Volk schrie noch lange auf den Straßen und viel Unfug ward in dieser Nacht verübt. Doch gingen auch manchem verständigen Mann die Augen auf, als er sah, wohin das alles sich wenden wollte.

Am anderen Tag hatte der König den Palast von seinen Rittern und Reitern umstellen lassen, aber doch bewegte ich ihn, die Brüder und auch Vertreter des Volkes in den Saal zu lassen, in dem alle Kardinäle und Prälaten und viele hohen Herrn versammelt waren. Und hier, vor der öffentlichen Versammlung, verlas ich denn jene Urkunde, darin er seinem Amt und aller päpstlichen Würde entsagte und fragte ihn zuletzt, ob er dabei bleiben und dies ohne Drängen und Gewalt als seinen Willen anerkennen wolle oder nicht. Wohl schrieen einige: „Nein! Nein!“ Aber er, statt jeder an-

deren Antwort, knöpfte den Purpurmantel an seinem Halse auf und begann ihn auszuziehen. Er war gefaßt und fast freudig, als nähme er eine unerträgliche Last von seinen Schultern. Und als er jetzt wieder in seiner rauhen Kutte, dem Kleide der Wildnis, und als ein zitternder, gebrechlicher Greis, ein armer Büßer und doch ehrwürdig in seiner Hilflosigkeit vor der ganzen Versammlung stand, da wagte niemand zu widerstreben, der nicht ganz ohne Vernunft war. Sein Gefährte, Bruder Johannes, trat vor und half ihm wie ein Sohn seinem greisen Vater, legte ihm den Arm um den Hals und hielt ihn aufrecht. Und als er ihn, selber weinend und doch ihn tröstend und ihn tätschelnd, in jene Holzhütte führte, die noch immer in der Mitte des Saales stand, da waren auch uns allen die Tränen nahe, und ich dankte Gott, daß er dies so gefügt und daß wir damit fertig waren.

Auf der Straße tobte das Volk, kniete auf den Steinen und betete, aber vor den gefällten Lanzen wagten sie sich nicht näher. Einige, die allzu laut und bösartig schrieen, wurden von den Häschern ergriffen und abgeführt. Ihn selber aber, der in seiner Hütte verkrochen blieb, ließ König Karl bewachen, wie ich geraten hatte.

V.

Am elften Tage darnach wurde ich mit allen Stimmen erwählt, am heiligen Abend des Jahres 1294. Ich

nahm an den Namen Bonifatius, und bin der Achte dieses Namens. Mit König Karl schloß ich Frieden. Er bedurfte meiner um Siziliens Willen und in seinem Kampfe wider das Haus Aragonien, gegen die Söhne Konstanzes, der Tochter Manfreds des Staufers. Ich aber hatte nicht viele Freunde, wie ich wohl wußte, und konnte den König nicht verschmähen, so sehr ich ihm mißtraute.

Es traten, wie ich vermuten konnte, sogleich Prediger auf, Hetzer und Bösewichte, vor allem jene Coelestiner. Die schrieen unter dem Volk und predigten: Nicht ich sondern jener sei der Papst, den wir noch immer gefangen hielten. Nur jenem dürfe man gehorchen und nicht mir. Es sei unerhört und wider Gottes Willen, daß ein Papst, einmal geweiht, sein Amt ablegen könne wie einen Handschuh. Jener sei gezwungen und beschwatzt worden von mir, und man sehe ja wozu. Sie riefen Sodom und Gomorrha über mir und drohten mir mit Ungehorsam und Widerstand. Wohl ließ der König einige greifen und in den Kerker werfen, aber ich war diesen Schreiern dankbar, daß sie mich zur rechten Zeit warnten. Und so wußte ich Karl zu bewegen mir jenen zu überantworten, und ich beschloß ihn nach Rom zu senden und ihn dort unter meinen Augen zu behalten. Da das Volk in Neapel sehr erregt war und der König einen Aufstand befürchtete, ließen wir ihn heimlich und bei Nacht unter dem Schutz königlicher Reiter aus der Stadt führen, daß sie ihn nach Rom brächten. Seinen

Gefährten Johannes nahmen sie auch mit. Johannes erhob ein ungebührliches Geschrei, daß man sie ihrer Freiheit beraube. Aber Petrus selber beruhigte ihn, und so führte man sie in einer verschlossenen Sänfte hinweg.

Drei Tage danach brach auch ich auf, eiligst gen Rom zu kommen. König Karl und alle Kardinäle geleiteten mich. Als wir nach Capua kamen, erhielten wir unwillkommene Nachricht. Jener Petrus mit seinem Begleiter Johannes war auf der Reise in einem Dorfe nicht weit von Capua den Reitern entwichen, vielmehr es hatten sich Mönche und Bauern, als sie ihn erkannten, zusammengetan, eine große Menge für so wenig Begleiter, und hatten ihn aus der Sänfte gerissen und davon geführt. Jener war, von Johannes geleitet, eiligst in das Gebirge entflohen. Ich war voll Zorn und Sorge und tadelte den König, aber er schob die Schuld auf die Reiter und versprach mir jenen tot oder lebendig wieder einzubringen. Er sandte sogleich seinen Connetabel, Wilhelm L'Estendard, mit einem stattlichen Fähnlein ab, jene beiden zu verfolgen. Als man aber, so erfuhr ich hernach, zu Neapel die Nachricht von dieser Flucht vernahm, und als das Gerücht noch hinzufügte, ich selber sei vor Zorn zu Capua an einem Schlagfluß gestorben, da zündete das Volk Freudenfeuer an. So sehr waren sie von jenen Mönchen wider mich aufgehetzt worden.

Ich aber, obgleich mir wahrhaft übel zumute war, zog doch sogleich weiter und kam nach Anagni, meiner

Vaterstadt. Meine Mitbürger empfingen mich mit Stolz und Freude. Auch kamen mir Gesandte aus Rom entgegen und überbrachten mir die Schlüssel der Stadt, und ich machte Herrn Hugolinus de Rubeis aus Parma, einen geachteten Mann, zum Senator an meiner Stelle. Darnach zog ich weiter und empfing die Weihe zu Rom und zog durch die Stadt mit allen gehörigen Gebräuchen und allem Glanz, wie es üblich ist, und nahm Besitz von dem Lateran. Ich saß auf einem schneeweißen Zelter mit Decken aus zypriſchen Federn, in den heiligen Gewändern, auf dem Haupte die dreifache Krone. An meiner Seite, in Scharlach gekleidet, schritten König Karl und sein Sohn Martell und hielten die Zügel des Pferdes. Auch trugen sie bei dem Festmahl mir die Speisen auf, wie es sich gebührte, und reichten mir den weinduftenden Pokal. Ganz Rom aber jubelte mir damals zu. Und alle Geschlechter Roms und ganz Italiens und des Königreichs Neapel, alle Kardinäle und Bischöfe und viele weltliche und geistliche Herren, Barone und Podestas schritten in meinem Festzug, und das Volk schrie Heil, und alle waren froh, wie mir schien, daß jener Schatten von ihnen genommen war. Ich aber gelobte mir selber vor Gott, die heilige Krone immer mehr zu erhöhen über alle Könige der Welt.

In der Nacht nach meiner Weihe hatte ich einen törichten Traum, daß mir einer, ich sah nicht wer, wie mit einer Sichel den Finger, an dem ich den heiligen Ring trug, bei der Wurzel von der Hand abschnitt. Es

schmerzte mich so im Schlaf, daß ich auffuhr und in meinem Bette saß. Aber dann beruhigte ich mich sogleich. An Träume habe ich nie geglaubt, und ich möchte den sehen, der mich anzutasten wagte. Doch erinnerte mich der Traum an jenen Flüchtling, und ich wartete nicht ohne Unruhe auf Nachricht, was mit ihm geworden sei. Wochen und Monate vergingen, und ich erfuhr nicht, wohin er entkommen. Anfänglich war er in das Gebirge entflohen, nach seiner alten Hütte, und hoffte dort heimlich zu bleiben. Als aber die Verfolger ihn suchten, erfuhr er es und floh mit seinem Gefährten Johannes weiter in die Einöde. Die Reiter verfolgten ihn, fanden aber lange seine Fährte nicht, weil die Landleute ihn nicht verrieten. Er war aber, wie sich nachher herausstellte, nach Osten gezogen, bis er an das Meer kam. Dort bestieg er eine Barke, die nach Dalmatien segeln wollte, und gedachte sich dort zu verbergen, oder in das heilige Land zu reisen. Aber Gott wollte es nicht und sandte einen Sturmwind, der die Barke wieder an Land trieb. Da zwangen die Schiffer ihn auszusteigen in der Stadt Viesti. Dort erkannten ihn die Bürger, und das gewöhnliche Volk versammelte sich und küßte vor ihm die Erde. Auch einige seiner Brüder kamen zu ihm und verkündeten, dieser allein sei der rechte Papst und man müsse ihn nach Rom führen. Aber der Podesta der Stadt wußte ihn hinzuhalten, getreu dem Befehl des Königs, und überantwortete ihn dem Connetabel, der sogleich herbei eilte, als er vernahm, jener sei zu

Vieſti. Ende Mai brachte er ihn an die Grenze meines Landes und überantwortete ihn meinen Leuten. Dieſe führten ihn nach meinen Befehl auf die Burg Fumone, auf dem Bergkegel von Alatri, in einen Turm. Dort ward er bewacht. Er ſelber klagte nicht und ſagte: Dies alles ſei Strafe von Gott für ſeinen Hochmut.

Er ward freundlich gehalten und mit Liebe überhäuft, wie ich befohlen hatte. Aber er aß wenig und grämte ſich ſehr und verlangte immer nach ſeinen Wäldern. Im Herbſte des gleichen Jahres ſtarb er, und ich ließ ihn heimlich begraben, daß nicht noch mit ſeinem Leichnam Unheil getrieben würde, denn manche hielten ihn für einen Märtyrer und einen Wundertäter. Aber meine Feinde lügen, daß ich ihn mit Gewalt oder Gift hätte umbringen laſſen. Er verſchied in Frieden. Dafür iſt ſein Beichtvater Zeuge, der jetzt Biſchof zu Rieti iſt, und auch ſein Gefährte Johannes könnte es bezeugen, wenn er wollte; denn er ſitzt noch zu Fumone im Turm.

Jener Einſiedler ſtarb mir nicht ungelegen. Das geſtehe ich vor Gott, aber mein Herz iſt ſchuldlos an ſeinem Tode. Das weiß auch Gott, und ſein Segen fehlte mir auch nicht bis auf den heutigen Tag.

Ich habe es nicht leicht gehabt in all dieſen Jahren, und noch oft ſtand auch der Schatten jenes Träumers auf wider mich, und noch immer iſt er nicht ganz zur Ruhe gekommen. Aber Gott half mir auch wider ihn, und wenn ich nicht alles erreichte, was ich mir vornahm, ſo doch vieles. Ich habe das Haus Aragonien

versöhnt mit dem Hause Anjou. Ich habe die Tochter jener Konstanze, der Tochter Manfreds des Staufers, Violanta von Aragonien, mit Roberto, dem Sohne König Karls, selber vermählt. Der König kann sich nicht über mich beklagen. Da ward ein alter Haß begraben zum Heile der Kirche und des Landes. Jene Konstanze — wie wunderlich war ihr Schicksal. Die Letzte aus dem Blute jenes furchtbaren Geschlechtes. Und nun vermählte sie ihre Tochter dem Enkel jenes Karl von Anjou, der ihren Vater erschlagen und alle die Ihrigen vernichtet hatte. Aber sie war sehr alt und müde geworden. Dann sehnt sich der Mensch nach Frieden und Versöhnung. Ihr jüngster Sohn aber, Federigo, denkt nicht an Frieden. Er hat sich Siziliens bemächtigt, wider den Willen seiner Mutter und aller seiner Brüder. Strafe ihn Gott. Noch immer tobt der Krieg. O schlimmes Erbe! Schlimmere Erde! Wann wird jemals Frieden werden? Ich selber, wie sehne ich mich darnach und wie ist es mir ergangen!

Mußte ich nicht jeden Tag Krieg führen bis auf diese Stunde. Jene Colonna, Jacob und Petrus, die Kardinäle, und der wilde Sciarra und das ganze verruchte Geschlecht, haben mir noch keinen Tag Ruhe gegönnt. Das ist ja bekannt genug und steht auf anderen Blättern. Immer wieder aber beschworen sie auch jenen Schatten und logen über mich, ich habe ihn umgebracht, und ich sei nicht rechtmäßig zu meinem Amt gekommen, die sie doch selbst vor vielen anderen

mich gedrängt und erwählt und mir selber die Krone aufs Haupt gesetzt hatten, wie ich der Wahrheit gemäß und um der Wahrheit willen alles hier aufgeschrieben.

Aber ich habe ihnen heimgezahlt. Ihre Stadt Präneste habe ich eingenommen und verwüstet. Burgen, Häuser und Tempel habe ich dem Erdboden gleichgemacht und habe den Pflug über den Ort führen lassen, wo sie gestanden, und Salz streuen lassen in ihre Furchen. Die Güter der Colonna habe ich genommen und den Meinen gegeben. Ihre Burgen sind zerbrochen, ihre Städte wüst, und sie selber irren in der Verbannung und sind geflohen bis nach Britannien und bis an das Ende des Erdreiches, und viele von ihrem Geschlecht sind nicht mehr. Nein, es ist keine Zeit des Friedens. Aber Gott hat mir beigestanden, daß ich obgesiegt habe. Und die Macht der heiligen Krone strahlt über den Völkern.

Nun aber ist das heilige Jahr gekommen, das Jahr dreizehnhundert, in dem ich dies schreibe, es von meiner Seele zu bringen und für immer hinter mich zu werfen, nur meinem Nachfolger zur Nachricht und Warnung, daß er dem Munde der Verleumdung nicht glaube und mache sein Herz hart wider alle Welt und bewahre das eine, das Amt, das ihm anvertraut ist, Schiedsrichter Gottes zu sein auf Erden. Dazu bedarf es der Macht und der Kraft, nicht jener Weichheit, die der Heilige, wie sie ihn nennen, dieser Schatten über meinem Leben . . nein, nein, er schläft lange. Er ist eingegangen in jenes

Reich der Seelen, an das wir glauben. Aber hier auf Erden beschwören ihn immer noch meine Feinde. Laß sie. Laß sie.

Die Hügel von Rom sind bedeckt mit den Scharen der Wallfahrer, die aus allen Richtungen des Himmels hierher kommen, das Heil ihrer Seele zu finden, wie ich den Pilgern verheißen. Auf allen Straßen strömen sie heran und hinweg, und immer neue Scharen. Von den fernen Gestaden des Nordmeeres und von den Säulen des Herakles, von den Inseln hinter dem Meer und selbst aus dem Lande der Hyperboräer kommen sie über Gebirge und reißende Ströme hinweg. Hunderttausende in endloser Wanderung. Frieden auf allen Straßen, und die heiligen Gesänge in ihrem Munde. Zu Fuß und zu Pferde, auf Karren und in Sänften, Gesunde und Kranke, Jünglinge und Greise und Greisinnen und Jungfrauen. Alle Sprachen der Welt werden vernommen, und alle begrüßen sie mit jubelndem Schrei und mit Tränen den Anblick der heiligen Stadt und finden Erlösung für ihre Seelen und Heil für alle ihre Gebresten, und einen Augenblick doch in diesem friedlosen Leben finden sie Frieden. Nicht Tausende nur, Hunderttausende, Millionen, ganze Völkerschaften wandern wie einst, nicht zu Krieg und Eroberung, sondern nur zu Gebet und frommer Übung. Ist das nicht auch ein Lohn, aller meiner Arbeit und Sorgen wert? Und vielleicht mehr als jenes tausendjährige Reich in den Wolken?

Gott aber segne uns alle und gebe uns Frieden, und lasse mich die Tage des Alters ruhig beschließen. Amen. Amen.

Im dreiundachtzigsten Jahre meines Lebens schrieb ich dies mit eigener Hand. Du, mein Nachfolger, der du dies liest, nach meinem Tode, bete für mich und nimm meinen Segen.

Bonifatius.

VI.

„O Unglückseliger! O blindes Schicksal, das den Mächtigen und Starken zerbricht wie den Schwachen und Weichmütigen! Noch nicht viel mehr als drei Jahre sind vergangen, seit er, der das Vorige schrieb, auf der Höhe seiner Macht und an der Grenze eines biblischen Alters, Gott um Frieden und Ruhe bat, wo er nicht ohne Stolz seiner Taten gedachte und des Erreichten sich freute, weltklug und, wie er meinte, weiser als jener, dem er in dem furchtbaren Amte gefolgt war. Und heute? Verödet ist Rom die heilige Stadt. Und das heilige Amt, für das der Heilige gelitten und der Mächtige gestritten, ist ein Raub der Barbaren geworden, und ich, ein armer Schreiber in dem verödeten Hause der Päpste, halte dies Schriftstück in Händen und will nun mit einfältigen Worten hinzufügen, was noch zu sagen bleibt.

Nicht jenes Jahr des Jubels nämlich war das Ende, sondern, wie der Zarte so fiel der Harte und wie der

Heilige der Krieger. Weichheit und Güte führen ins Verderben, und Strenge und Löwenmut führen auch ins Verderben. Welchen Weg sollen wir denn gehen?

Nicht lange nach jenem Jubeljahre, im Jahre dreizehnhunderteins, brach ein Streit aus zwischen dem heiligen Stuhle und der Krone von Frankreich, zwischen Bonifatius und König Philipp, den sie den Schönen nennen. Der heilige Vater nach seiner Art, und weil er alles mit Kraft und Leidenschaft trieb, verfuhr nicht sanft und gebot mit Strenge, wo man nicht zu gehorchen gesonnen war. Es hatte aber der König von Frankreich in harten Kämpfen den Adel seines Landes gebeugt und seine Fürsten zu Dienern gemacht. Jetzt begann er auch die geistlichen Herren zu biegen und wollte selber ihre Ämter besetzen. Alle Geistlichen sollten von ihm und nicht mehr von Rom abhängig sein. Das war unerträglich für Bonifatius, wie sich versteht und wie es jedem einleuchtet.

Einige Verständige rieten dem heiligen Vater zur Mäßigung, darunter auch mein Herr, der die Macht Frankreichs wohl kannte, denn er war eine lange Weile auf Gesandtschaft in Frankreich gewesen, und ich sein Schreiber mit ihm. Aber je älter Bonifatius wurde, um so verstockter wurde er, und Vorsicht schon hielt er für Schwäche. Er rief alle Bischöfe Frankreichs und alle Geistlichen Frankreichs zu einem Konzil nach Rom. Aber sie kamen nicht und waren dem Könige, in dessen Gewalt sie waren, gehorsamer als dem heiligen Vater.

Das Konzil fand statt im November des Jahres 1302, und es waren nur wenige Geistliche Frankreichs erschienen, gekommen, sich selbst und ihren König zu entschuldigen, aber keineswegs sich zu unterwerfen. Bonifatius hörte auf ihre Reden nicht und auf keinen Rat zum Frieden. Er ließ ein Sendschreiben an alle Christenheit ausgehen, das da beginnt: Unam Sanctam, und das deutlich und ohne Umschweife ausspricht: „Wir erklären, daß aus Notwendigkeit des Heils dem römischen Papst jede menschliche Kreatur unterworfen ist.“ Über diesen Satz vor allem wollten, wie ich selbst oft genug hören mußte, die Franzosen toll werden; denn ich nahm auch teil an jenem Konzil, Sekretarius in den Diensten meines lieben Herren, des Nicolaus Boccasini, der nicht lange vorher Kardinal von Ostia geworden war.

Der König von Frankreich dachte nicht daran, dem Sendschreiben des Papstes zu gehorsamen, sondern er berief seine Landstände und ließ vor ihnen den Papst anklagen, als wäre er der schlimmste Antichrist, voller Bosheit und voller Sünde. Damals wärmten sie auch das Gerücht wieder auf, daß er seinen Vorgänger Cölestin mit Gewalt beseitigt und ihm mit Gift vergeben habe, und noch vielerlei Schandtaten dichteten sie ihm an, widernatürliche Dinge, so wahrhaftig gelogen waren. Diese Versammlung fand statt im Juli des Jahres 1303 im Louvre zu Paris, und sie forderten die Christenheit auf, jenem Papst nicht mehr zu ge-

horchen, und verlangten ein Konzil, das über ihn zu Gericht sitzen und ihm seine angemaßte und gestohlene Würde, wie sie sich ausdrückten, nehmen solle.

Soweit also waren die Dinge verfahren und ganz in die Irre geraten. Bonifatius war damals 86 Jahre alt und verbrachte den Sommer in seiner Vaterstadt Anagni. Als er hier die Nachricht erhielt von dem, was zu Paris geschehen war, berief er alle Kardinäle zu sich. Auch mein Herr kam nach Anagni und ich mit ihm.

Vor aller Öffentlichkeit legte Bonifatius am 15. August 1303 im Dom zu Anagni den Reinigungseid ab, daß alle jene Beschuldigungen wider ihn erlogen seien, und dann begann er laut den König von Frankreich zu verklagen, daß er die Kirche, die Eine und Allgemeine, zu zerreißen drohe, daß, wo nicht über allen Völkern das eine Haupt zu Rom sei und man ihm nicht mehr folge, die Christenheit in so viel Stücke gerissen werde, als es Völker gebe. „Darum nicht Frieden," rief er, „so sehr wie wir ihn wünschten. Das aber hieße Frieden schließen mit den Mördern, und hieße das Amt, das uns anvertraut, den Räubern ausliefern."

Uns allen war nicht wohl bei diesen wilden Worten, denen noch viele andere folgten; denn wir erkannten, daß es nicht leicht sein würde, Frankreich zur Unterwerfung zu bringen. Auch rührten sich, wie wir wohl wußten, wiederum die Colonna in ihrer Verbannung

und sammelten Truppen in Toskana. Ja allenthalben rüsteten sich die Feinde.

Hier muß ich sagen, daß er, Bonifatius, sich viele Feinde gemacht hatte und selbst unter denen, die immer um ihn waren, auch unter den Bischöfen und Kardinälen und vor allem unter dem römischen Adel. Mit seiner Art hatte er viele gekränkt, und da er sein Haus, das Haus Gaetani, groß sehen wollte, hatte er den Seinen, vor allem seinem geliebten Neffen, dem Grafen Peter, alles zugewendet, was er vermochte. Mit dem Gute der Colonna hatte er ihn groß gemacht. Ihre Burgen und Städte und Landschaften hatte er diesem gegeben und so viel Neid, Haß und Argwohn geweckt. Nur zu bald sollte er erfahren, daß er nicht viel Freunde mehr hatte. Auch waren manche, die, lüstern auf das Neue, seinen Tod nicht erwarten konnten. „Will er denn ewig leben?" sagten sie. Ich aber bewunderte ihn, denn er war ein königlicher Mann, schön anzuschauen noch in seinem hohen Alter, und er hielt das Steuer des Schiffes in allen Stürmen fest in Händen. Ich sah niemand unter allen den Kardinälen und Bischöfen, der ihn hätte ersetzen können. Aber seine Feinde bedachten nicht, was nachher kam. Ihr Haß und ihr Neid verblendete sie.

O ihr Römer, blindes, tolles Geschlecht! Selber habt ihr euch das Grab gegraben. Aber schlimmer als Rom, du elendes Anagni, daß du geschehen ließest, was geschah. Kein Tau noch Regen falle auf dich; er falle

auf andere Berge und gehe dir vorüber, weil unter deinen Augen und obwohl du ihn schützen konntest, der Held gefallen und der mit Kraft Gegürtete überwältigt ist!

Indessen jener zu Anagni, in seiner Vaterstadt, die er liebte, sich keines Bösen versah und sich rüstete, den Kampf wider die Feinde der Kirche mit mehr als jugendlichem Eifer zu führen, schlich schon der Verrat durch die Mauern der Stadt, und selbst in sein eigenes Haus und durch die Tore und über die Wälle und öffnete sie den Verrätern.

Nachdem er am 15. des August jenen Reinigungseid abgelegt hatte, verkündete Bonifatius, daß er am 8. September im Dome den Bann und die Thronentsetzung Philipps aussprechen werde. In dem gleichen Dom hatten schon vor ihm zwei Päpste zwei mächtige Kaiser gebannt, Alexander III. den ersten Friedrich und Gregor IX. den zweiten Friedrich, die beiden Staufer, deren Geschlecht nun ausgerottet war. Das nahm man für eine günstige Vorbedeutung. Aber es kam anders und die Feinde waren schon vor dem Tor.

Wie sich nachher herausstellte, hatte jener verruchte Philipp seinen Vizekanzler, Guillaume du Nogaret von Toulouse, mit Vollmachten, Geld und dunklen Befehlen nach Italien gesandt. Wie es ihre Art ist, verfolgten die Franzosen ihr Ziel auf den Wegen der List und des Verrates, und dabei fanden sie unter den Italienern, geklagt sei es, allzu willige Helfer. Auf dem

Schlosse Staggia bei Poggibonsi, das einem Florentiner zugehörte, sammelte Nogaret die Feinde des Papstes um sich. Alle vom Hause Colonna, voran der wilde Sciarra, der sich lange in Wäldern und Sümpfen verborgen hatte, viel Barone von Latium, die dem Hause Gaetani zürnten, oder Furcht vor ihm hatten, oder es beneideten, weil es ihnen zu mächtig geworden, schlossen sich an. Auch die Städte Ferentino, Alatri, Segni, Veroli, Ritter und Bürgerschaft, ja selbst viele Bürger und Herren von Anagni, des Papstes eigener Vaterstadt, waren im Bunde der Verräter, Nicolaus Conti, der Podesta und sein Bruder Adenulf Conti, der Capitano von Anagni, und selbst Giffrid Bussa, der Marschall des päpstlichen Hofes. Der Franzose sparte nicht mit Geld und Versprechungen. Ja, schimpflich zu sagen, auch zwei Kardinäle wußten um den Anschlag, Richard von Siena und Napoleon Orsini. Diese alle, so verschiedener Art und Gesinnung, waren doch einig in ihrem Haß gegen Bonifatius. Die einen hatte er gekränkt oder geschädigt. Einigen lebte er zu lange für ihre eigenen Begierden. Andere kamen nur um der Beute willen, die man ihnen versprach, und alle fürchteten sie sich nicht vor dem Fluche des Himmels, alle dachten sie nur an ihren Vorteil und an ihre Rache und keiner bedachte, was zuletzt daraus werden sollte.

Unter dem Capitano der Stadt Ferentino, Raynald von Supino, sammelten die Verschwörer Kriegsvolk

zu Sculcola. In der Nacht des 6. September rückten sie vor Anagni und im Morgengrauen sogleich durch das Tor, das ihnen die Verräter in der Stadt geöffnet hatten. Sie erhoben das Banner Frankreichs und erfüllten die Straßen mit dem Ruf: „Tod dem Papste Bonifatius! Es lebe König Philipp!“ Der Verräter Adenulf, der die Söldner der Stadt kommandierte, hatte seine Truppen versammelt, aber nicht um die Stadt und den Papst, der ihm vertraut hatte, zu schützen, sondern er führte sie den Feinden zu und versprach ihnen doppelten Lohn, wenn sie für jene kämpfen wollten. Aber auch das Volk von Anagni, das bei dem Waffenlärm auf die Straßen lief, ließ sich von den Verrätern leicht beschwatzen. Sie seien nicht Feinde Anagnis, sagte Adenulf, im Gegenteil ihre guten Freunde, und es gelte nur den Unruhestifter zu ergreifen, ihn von seinem angemaßten Thron zu stoßen und unschädlich zu machen. Das werde ihnen allen zum Vorteil gereichen.

Als das Volk sah, wer die Macht hatte, verkroch es sich nach seiner Art und ließ den im Stich, den es hätte bis zum Tode verteidigen sollen. Manche sagten auch, es geschehe den Gaetani ganz recht, daß nicht ihre Bäume in den Himmel wüchsen. Sie seien auch nicht mehr, als die anderen Bürger von Anagni, wenn sie sich jetzt auch Grafen schimpfen ließen. Das ging auf den Grafen Peter, des Papstes Neffen, den dieser, wie gesagt, vor allen anderen groß gemacht hatte.

Nun will ich berichten, was ich selber an diesem Morgen des Grauens erlebte und was ich nicht vergessen werde bis an meinen Tod. Ich wohnte mit meinem Herren, dem Kardinale von Ostia, in der Mitte der Stadt, in dem Hause des Pönitentiars Gentilis. Dies war das äußerste Haus nach dem Markte zu. Daran grenzte das Haus des Kardinals Petrus, des Spaniers, daran der Palast des Kardinals Francesco Gaetani. Dann kam der Dom und hinter diesem und mit ihm verbunden der Palast des Papstes. Auf der anderen Seite lag noch das feste Haus des päpstlichen Neffen, des Grafen Peter, und diese vier Häuser, dazu der Dom und der Palast des Papstes, bildeten ein mächtiges Viereck neben dem Marktplatz, und so waren sie leicht zu verteidigen, feste Häuser mit Türmen und Gittern und dem Dom wie ein Bollwerk.

Ich also erwachte von dem Geschrei: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ und vernahm die Stimme des Grafen von Fundi, der eine heisere, bärenmäßige Stimme hatte und vor unserem Hause schrie: „Hierher alle Freunde des Papstes!“

Ich fuhr in meine Kleider und ergriff mein Schwert und rannte hinunter; denn ich schlief unter dem Dache. Als ich in die Gemächer meines Herrn kam, war er auch schon angekleidet und zitterte am ganzen Leibe. „Schlimme Dinge, Pietro,“ sagte er, „Feinde in der Stadt, wie es scheint. Da siehe.“ Und er deutete nach dem Markte. Da sah ich das Banner Frankreichs im Morgenlicht

über einem Haufen von Gewaffneten. Sie schienen noch zu beraten, wie sie in die Gasse kämen. Und ich erkannte Herrn Sciarra und Herrn Adenulf.

„O weh, Verräter," rief ich, und riß meinen Herrn vom Fenster zurück; denn ich sah einen Schützen, der seine Armbrust hob, und der Bolzen fuhr draußen gegen die Mauer. Zugleich wurde aber auch unten aus der Gasse geschossen, und ein fürchterliches Geschrei erhob sich von beiden Seiten, das mir fast das Gehirn verwirrte.

„O Barmherzigkeit Gottes!" sagte mein Herr, und sank auf die Knie und betete, gegen das Kreuz gewendet, das an der Wand hing. Wir alle, ich und noch fünf oder sechs andere von dem Gefolge meines Herrn, knieten gleichfalls. Dann stand er auf und sagte: „Führt mich zum heiligen Vater, und dann streitet auch ihr mannhaft." Er selber war ja ein Greis und unkräftig. Auch verbot ihm sein heiliges Amt, Waffen zu ergreifen. Er faßte das Kreuz auf seiner Brust fest mit der Rechten und wollte voran gehen. Aber wir nahmen ihn in die Mitte und eilten mit ihm auf die Straße. Dort sahen wir, wie die Gasse nach den Feinden zu schon mit allerlei Hausrat, mit Brettern und Steinen und Feuerleitern verrammelt war. Auch sammelten sich um den Grafen von Fundi viele Bewaffnete. Wir eilten die Gasse hinauf und kamen an den Dom. Wir sahen wie man auch auf der anderen Seite, bei dem Hause des Grafen Peter, die Zugänge versperrte. Wir eilten durch den Dom und kamen über einen Hof in den Palast des

Papstes. Auch fanden sich auf dem Wege noch andere zu uns, der Herr Kardinal Petrus, der Spanier, mit seinen Leuten und einige Bischöfe und Priester. Alles war in entsetzlicher Verwirrung und wie eine aufgescheuchte Herde. Auch in dem Palaste des Papstes war alles in solcher Erregung, daß man uns zuerst nicht über den Hof und in das Schloß lassen wollte, bis man uns erkannte. Auch hörten wir hier schon das Geschrei der Feinde, die von der anderen Seite den Palast des Grafen Peter berannten. „Wir sind in einer Mausefalle" dachte ich. „Gebe Gott, daß uns von irgendwo Hilfe kommt."

Als ich mit meinem Herrn in das Vorzimmer kam, sagte er: „Nun geht und tut nach eurer Pflicht, wenn noch etwas zu retten ist." Er selber trat in das innere Gemach. Als die Türe aufging, sah ich noch mit einem Blicke, wie der heilige Vater, noch im Nachtkleide, meinem Herrn entgegenstürzte und ihn umarmte. „Bruder," rief er, „Freund, bleibe du bei mir!"

Wir stürmten hinaus und schlossen uns den Leuten an, die die Gasse verteidigten. Aber immer hörten wir das Geschrei der Feinde vor uns und im Rücken. Ich sah sogleich, daß dies ein aussichtsloses Kämpfen war, wenn nicht von außen, von der Bürgerschaft oder von wem immer, uns Hilfe kam. Aber dann bedachte ich, daß ich Adenulf, den Capitano der Stadt, neben Sciarra gesehen hatte und verlor alle Hoffnung. Dennoch stritten die Leute der Gaetani tapfer und wehrten sich mann-

haft und wir halfen ihnen nach unseren Kräften. Doch waren die Angreifer in solcher Übermacht, daß wir die Straße nicht halten konnten und der Graf von Fundi uns befahl in die Häuser und in den Dom zu flüchten und von den Fenstern und den Dächern und Türmen aus zu streiten. Da aber niemand mitten in der Stadt und gegen die Stadt selber eine solche Belagerung erwartet hatte, fehlte es bald an Waffen. Die Streiter warfen auf die Gasse und auf den Markt, was sie erreichen konnten, Hausrat und Dachziegel, und goßen heißes Wasser auf die Stürmenden, die unten wider die Tore schlugen.

Ich hatte mich in den Dom geflüchtet, daß mir der Weg zu meinem Herrn nicht abgeschnitten würde.

Nach einer Weile hörten wir ein großes Geschrei. Da waren auf unserer Seite die Häuser des Gentilis, des Francesco Gaetani und des Spaniers Petrus erstürmt worden. Herr Adenulf selber verkündete es vor dem Dom mit lauter Stimme. Aber an den Dom selber kamen sie nicht heran, denn hierher hatten sich die Meisten gerettet, auch der Graf von Fundi und der Kardinal Francesco, den ich selbst Steine von der Brüstung werfen sah. Er stritt um sein Leben. Die Tore des Domes waren gewaltige feste Balken, mit Eisen beschlagen und konnten von oben herab leicht verteidigt werden und so wurde hier der Sturm abgeschlagen. Auch das Haus des Grafen Peter vermochten die Feinde nicht einzunehmen.

Viele Erschlagene lagen vor den Toren. Aber wenn auch von den Angreifern nicht wenige umkamen, so waren ihrer doch so viele, daß ich an allem verzweifelte. Ich hatte mich schon eine Weile hinten gehalten, wie ich gestehen will; denn ich wollte um meines Herren willen nicht sterben und ihn nicht allein lassen. Auch bin ich ja kein Krieger und darum ein Schreiber geworden. Doch trug ich Steine zu und machte mich sonst nützlich.

Als ich sah, daß keine Hoffnung mehr blieb, verließ ich den Dom und lief, meinen Herrn zu suchen. Niemand achtete in der Verwirrung auf den andern. Ich rannte durch den Dom und die Sakristei auf den Hof, der hinter dem Palaste des Papstes lag, wie wir schon vorher gegangen waren. Von hier kam ich in den Palast und stieg die Treppe hinauf und kam in den Vorsaal. Überall rannten Menschen hilflos und verwirrt an mir vorüber, suchten Waffen oder schrieen nach Hilfe. Manche waren verwundet, und überall war Blut geflossen. Eine blutige Spur führte bis in das Gemach des Papstes. Ich sah sie unter der Türe verschwinden und zitterte um meinen Herrn. Ich öffnete die Türe leise und stand in dem großen Saal. Auf der Erde lag mitten im Saal der Herr Bischof von Rieti, und von ihm floß das Blut. Eben, als ich leise eintrat, sah ich, wie die Greisenhand des Papstes, der neben ihm am Boden kniete, dem Toten die Augen zudrückte. Auch mein Herr und der Spanier Petrus und einige Leute, die den Bischof hergebracht, knieten und beteten.

Der Bischof hatte sich, wie ich nachher erfuhr, mit einigen Getreuen durch die Feinde geschlagen und war glücklich bis vor das Haus des Grafen Peter gekommen. Aber als man ihn durch die Türe hineinzog, traf ihn ein Bolzen in den Hals und verwundete ihn auf den Tod.

„Ruhe in Frieden, Getreuer!“ sprach der Papst mit fester Stimme. Dann richtete er sich rasch auf und fragte mich, der ich zuletzt herein gekommen war: „Wie steht es?“ Ich wagte nicht zu sprechen und sah zu Boden und Tränen liefen mir über die Wangen.

„Wenn wir nur Zeit gewinnen könnten,“ sagte ich dann.

„Gut, gut!“ rief jener. „Zeit gewinnen. Es muß doch Hilfe kommen. Es müssen doch meine Mitbürger . . . O Anagni, Anagni! Herr Gott, rotte sie aus von der Erde, wenn sie mich so ganz verlassen!“

Da trat mein Herr vor und sagte: „So will ich hinaus gehen und mit jenen reden. Vielleicht läßt sich auch für beide Teile ein Ausweg finden.“

„Bei dem Sciarra,“ rief Bonifatius, „gibt es keine Gnade. Aber er soll mich härter finden als er denkt. In der Hölle ist ihm schon der Stuhl bereitet.“ Er kam fast von Sinnen, schien mir, und sein Auge schoß Flammen des Zornes. Sein ganzer Leib bebte und seine geballten Fäuste schüttelte er nach der Straße hinaus. „Nichts von Übergabe“ schrie er. „Kampf bis in den Tod! Aber geht, geht. Vielleicht könnt Ihr sie bis morgen hinhalten! Nur Zeit! Nur Zeit!“

Mein Herr winkte mir und ich ging ihm nach. Als wir vor der Türe waren, blieb er stehen, wandte sich um und sagte leise: „Welch bitterer Tod, Pietro."

„Er wird uns doch verschonen, Herr," sagte ich.

„Nein, nein," sagte er, „der Tod des Bischofs. Er schrie so jämmerlich. Und weißt du nach wem? Nach Coelestin, nach dem Heiligen, dessen Beichtvater er doch im Turm zu Fumone gewesen. Entsetzliche Dinge schrie er."

„Lieber Herr," sagte ich, „laßt uns an das denken, was jetzt zu tun ist. Es wird alles bezahlt werden, und nicht wir sind die Richter, sondern Gott."

Wir gingen barhaupt, und mein Herr hielt ein Kreuz in der Hand, ich aber ein weißes Tüchlein. In dem Dom wollte man uns aus Furcht das Tor nicht öffnen, und so gingen wir wieder zurück und abermals über den Hof, und durch das Haus des Papstes in den Palast des Grafen Peter, der mit jenem durch einen Gang verbunden war. Der Graf, der aus einer Wunde im Gesicht blutete, ließ das weiße Tuch aus einem Fenster schwingen, und dann trat ich vor und rief nach dem Nicolaus Conti, dem Podesta der Stadt, denn ich sah ihn in einem Fenster jenseits der Straße, von wo aus er den Angriff beobachtete oder leitete. Er trat vor und antwortete mir. Ich bat um Ruhe und sagte dann mit lauter Stimme, daß mein Herr, Nicolaus Boccasini, der hochwürdige Kardinal von Ostia, gesonnen sei, mit ihnen zu verhandeln und Frieden zu stiften.

„Gebt den Verräter heraus, den alten Hund!“ schrie Giffrid Bussa, der Marschall.

„O Herr,“ rief ich, „seid Ihr auch da? Seine Heiligkeit dachte Ihr wäret tot, daß Ihr nicht Hilfe brachtet, wie Ihr doch als Marschall geschworen.“

„Nicht so!“ rief mein Herr und zog mich zurück und trat selber in das Fenster. „Im Namen Gottes,“ sagte er, „laßt mich zu euch, so wollen wir in Frieden und zum Frieden reden.“

Jene besprachen sich eine Weile, dann schwangen sie auch ein weißes Tuch und Herr Nicolaus Conti rief: „Kommt heraus, daß ihr seht wie nutzlos aller Widerstand.“ Da ließ uns Graf Peter aus einem Türlein heraus; denn ich wich nicht von meinem Herrn. Wir gingen die Gasse hinunter und Herr Nicolaus Conti trat neben uns. Man führte uns eine ganze Strecke durch die Stadt, und allenthalben sahen wir Streiter unter dem Banner Frankreichs und in den Farben der Colonna. Auch mußten wir oftmals über Erschlagene steigen, die man noch nicht von der Gasse genommen hatte.

So brachte man uns in das Haus des Matthias Conti in einen großen Saal. Hierher kamen auch die Häupter der Verschworenen, Herr Nogaret, der Franzose, mit seinem spitzen, schwarzen Bart, ein hitziger, zappliger und verwegener Geselle, Herr Sciarra, der aussah wie ein Stierschlächter, und andere mehr, ein ganzes Gewimmel. Herr Sciarra bedrohte uns sogleich

und sagte, man müsse alle totschlagen, die es mit jenem hielten. Aber mein Herr blickte ihn ruhig an und sagte: „Mein Amt ist nicht zu streiten, sondern Frieden zu stiften.“ Doch will ich nicht alle Worte wiederholen, die sie wechselten.

Mir verschlossen sich die Ohren oft vor ohnmächtigem Grimm und vor Verachtung. Zuletzt saßen wir alle an einem Tisch und man gab mir Tinte und Pergament, daß ich mit meinen zitternden Händen aufschreiben sollte, was sie verabredeten, wenn man das eine Verabredung nennen will, was sie, allen Bitten und Ermahnungen meines Herrn zum Trotz, uns zuschrieen und mir aufzuschreiben befahlen.

Herr Sciarra führte das Wort und benahm sich ganz unwürdig für einen so hohen Herrn, so sehr hatte ihn die Rachsucht und die Zeit der Flucht und der Leiden verbittert. Sie gaben uns nach langen Bitten nicht länger als neun Stunden Zeit zur Überlegung. „Noch vor dem Abend,“ schrie Herr Sciarra, „muß dieser Türke in unseren Händen sein. Er soll froh sein, wenn er mit dem Leben davon kommt, in unseren Händen.“ Und er hielt seine Hände hoch, die wie sein Wams voll Blut waren.

Dann verlangten sie viele wilde und unsinnige Dinge, vom Haß ausgedacht, die ich aufschreiben mußte, vor allem aber, daß Bonifatius gleich seinem Vorgänger sogleich abdanken und sein Amt niederlegen solle. „Unmöglich!“ sagte mein Herr. „Was unmöglich!“ schrie

Sciarra. „Hat er uns nicht selbst gelehrt, daß es möglich ist. Woher hat er denn die Krone? Hat er sie nicht einem genommen, der weit mehr wert war, als er selber!“ Sodann verlangten die Colonna alle ihre Güter und Ämter wieder und daß alles den Gaetani genommen würde.

„Und der König von Frankreich, das vergeßt nicht,“ sagte Herr Nogaret, „aber nein . . .“ brach er ab, „darüber wird ja dieser Entthronte nicht mehr zu entscheiden haben.“

So gingen wir wieder zurück, das Herz voll Verzweiflung und ohne Hoffnung.

Als wir zu dem heiligen Vater kamen, riß er mir das Schriftstück sogleich aus der Hand und blickte hinein. „Neun Stunden,“ sagte er, „das ist gut. Ich habe einen Aufruf an die Bürger von Anagni geschrieben, während ihr fort wart. Ich habe ihnen einen ewigen Ablaß verheißen. Ihr alle, die ihr bei mir bleibt . . . Aber lies! Ich sehe nicht recht und du schreibst nicht deutlich.“ Er hielt mir das Pergament hin. „Lies schnell,“ sagte er, „obgleich ich gewiß nichts Gutes erwarte.“ Und ich las, wie ich hatte schreiben müssen. Er saß aufrecht vor mir und hörte starr zu bis zum Schluß. „Das konnte ich mir denken,“ sagte er, und dann plötzlich und mit einer veränderten klagenden Stimme: „O jener Schatten, Nicolaus, jener Schatten, glaube mir, will noch aus seinem Grabe heraus sich rächen . . . Nein, nein!“ schrie er, „jetzt muß sich zeigen, wer mehr wert

ist, der Heilige, oder, oder ... O sie sollen sich täuschen! Tötet mich, erschlagt mich, wenn ihr Gott nicht fürchtet. Aber mit allen Martern der Hölle soll mich niemand von dem trennen, was Gott selber von jenem Feigling genommen und mir gegeben hat. Nein! nein! nein! nein!" schrie er; wohl hundert mal hintereinander dies gellende „Nein", das durch das ganze Haus hallte. Er saß auf seinem Stuhl und schüttelte die Fäuste wider die unsichtbaren Feinde, bebte am ganzen Leibe, und Schaumflocken fielen ihm von den Lippen aufs Kleid.

Mein Herr trat neben ihn und legte ihm wie tröstend den Arm um die Schultern, nahm ein Tüchlein und wollte ihm das Gesicht trocknen. Aber jener ergriff es, säuberte sich selbst, faßte sich und richtete sich auf.

„Nein," sagte er ruhig, „es gilt aufrecht zu bleiben und Ruhe zu bewahren. Sorgt, daß mein Aufruf an die Bürger verkündet wird." Mein Herr versprach ihm, das Unmögliche zu versuchen.

Petrus der Spanier, der wie mein Herr bei dem Verlassenen geblieben war — dies waren von allen Kardinälen noch die einzigen — sandte einen jungen spanischen Priester mit dem gefährlichen Auftrag hinaus. Wir entließen ihn durch eine Seitenpforte, aber wir mußten zusehen, wie er sogleich von aufgestellten Wächtern abgefangen und hinweg geführt wurde. Ohne Zweifel fanden sie bei ihm den Aufruf oder hielten ihn sonst gefangen; denn wir vernahmen von ihm nichts mehr. Erst drei Tage nachher, als sich das Blatt ge-

wendet, ward er in einem Gefängnis der Stadt gefunden und befreit.

Unterdessen vergingen die Stunden in vergeblicher Hoffnung und wachsender Verzweiflung. Wohl rüsteten sich die Verteidiger unserer kleinen bedrängten Burg, einem neuen Angriff stand zu halten. Aber viele entschlüpften auch heimlich in der beginnenden Dunkelheit und liefen zu den Feinden über, ihr Leben zu retten, oder machten sich sonst davon. Da sah man, wie wenig Dankbarkeit unter den Menschen ist. Manche, die gestern noch vor Bonifatius den Boden geküßt, schwangen heute schon Waffen wider ihn, und solche die ihm alles verdankten, Amt und Reichtum, retteten sich zu seinen Feinden. Aber auch seine Freunde und Verwandten, der Kardinal Francesco und der Graf von Fundi, hatten seine Sache aufgegeben. Man sah sie nicht mehr und nachher stellte sich heraus, daß sie in einer Verkleidung entkommen waren.

Ich hatte meinen Herrn beredet, eine Weile zu ruhen; denn er litt sehr an Herzkrämpfen. Auch jetzt überfielen sie ihn, und ich hatte Sorge um sein Alter. Armer getreuer Herr! Er wollte von dem heiligen Vater nicht lassen, obgleich er ihm vielleicht weniger verdankte, als andere. Aber er, der ein wahrhafter Christ war und alle Begierde, allen Haß und Neid gegen jedermann abgelegt hatte, sah über diese flüchtige Stunde hinaus. „O Pietro, Pietro," sagte er immer wieder, „wohin ist es mit dem heiligen Amt gekommen, wenn eine

Rotte von Mordbrennern Solches wagen darf." Ich beruhigte ihn und bat ihn, sich niederzulegen. Er wollte nicht, aber der heilige Vater selbst sandte ihn fast streng hinaus. „Ich will allein sein und zu Gott beten," sagte er. „Aber nachher mußt du mir beistehen." Und so brachte ich meinen Herrn hinweg. Er schlief nicht, aber er faßte sich doch ein wenig. Auch brachte ich ihm ein Stück Brot, das er mit Seufzen aß.

Als die Stunde nahte, wo der Waffenstillstand zu Ende ging, versammelten wir uns wieder im Gemach des Papstes. Dort nahmen wir alle das Abendmahl und der heilige Vater segnete uns. Er war nun ganz gefaßt und voll Hoheit. Während draußen der Kampf von neuem begann, segnete er wie durch die Wände hindurch seine Streiter mit beständig erhobenen Armen. Aber die Angreifer hatten ihre Zeit auch benutzt, und schleuderten Pechkränze und mit brennendem Werg umhüllte Speere, gegen den Palast und selbst gegen den Dom. Es dauerte nicht lange, da brannte es allenthalben und die hohen Domtore standen in Flammen. Ich selber war hinunter geschlichen und sah, daß keine Hoffnung mehr war. Ich floh zurück, über die Leichen Erschlagener hinweg, und kam in das Gemach und brachte meinem Herrn die Botschaft.

Indessen hatte sich der heilige Vater mit aller Pracht kleiden lassen in die feierlichsten Gewänder seines Amtes. Mit eigener Hand hob er die dreifache Krone auf, und setzte sie auf sein zitterndes, schweißtriefendes Haupt.

Und schon hörten wir das Kampfgeschrei auf dem Hofe und in den Räumen des Palastes selbst. Da setzte sich jener auf den Thronsessel, mit ganz ernster und erhabener Miene.

Obgleich es zu dunkeln begann, war es nicht nötig Kerzen oder Fackeln anzuzünden; denn der Palast des Grafen Peter brannte, und von allen Seiten leuchteten Flammen und erfüllten das Gemach mit schauerlicher Helle. Mir wankten die Knie, und ich erwartete den Tod. Man wird uns alle erschlagen, dachte ich, und mit Entsetzen sah ich, daß meine Schuhe rot waren vom Blut. Dann aber sah ich jenen Greis in seiner Majestät und sah meinen Herrn, wie er sich neben jenen stellte. Und Petrus, der Spanier, stellte sich auf die andere Seite des Thrones, und so erwarteten sie die Feinde. Da schämte ich mich, weniger fest zu sein, als diese Greise und trat hinter den Stuhl, neben meinen Herrn. Es waren noch zwei Spanier und drei oder vier Geistliche niedrigen Grades bei uns, die nicht von ihrem Herrn gewichen waren. Das waren alle, die in der Stunde der Not bei dem Herrn der Christenheit geblieben. Die anderen waren entflohen oder erschlagen, oder kämpften noch vergeblich an anderen Stellen des Hauses. Dann wurde draußen eine Stille und ein Mann kam und meldete, daß Graf Peter erschlagen sei und die letzten Verteidiger sich den Angreifern ergeben hätten.

Wir knieten um den Thron und beteten, gefaßt auf jedes Schicksal. Ich aber konnte den Blick nicht von

jenem wenden, der da über uns saß, wie in der Glorie goldenen Feuers, in allem Prunk seiner Macht, ergeben und erhaben und in fast himmlischer Ruhe den Tod erwartend. Seine Lippen murmelten leise Gebete. Seine Hände hielten ein großes goldenes Kreuz, und er küßte es zu wiederholten Malen. Als jetzt die Türe aufgerissen wurde, und ich im Schein des Feuers fremde Krieger hereinstürmen sah, richtete der Greis sich noch majestätischer auf und saß da wie ein Steinbild, ohne aufzublicken, sein Haupt über das Kreuz geneigt, das er mit beiden Händen im Schoße umklammert hielt und mit Inbrunst anblickte.

Jene, die zuerst hereinstürmten, waren Herr Guillaume de Nogaret, an der Spitze französischer Ritter, und Herr Sciarra Colonna selber, mit blanken Schwertern, erhitzt und blutig und noch den Kampfschrei auf den Lippen. Aber als sie nun vor sich dies stille und schweigende Bild sahen, den in seiner majestätischen Gebärde erstarrten Greis, der männlich den Tod erwartete, sein Haupt dem Schwertstreich hingeneigt, da wurden sie still wie lärmende Knaben, die plötzlich und unvermutet den Meister vor sich sehen, und Herr Nogaret nahm den Helm ab. Aber da brüllte Herr Sciarra auf. Unflätige Worte. Ich schäme mich sie zu wiederholen.

„Schlagt ihn tot den Hund," schrie er, und vieles andere. Aber niemand hob die Waffe wider den wehrlosen Greis, der niemanden zu sehen noch zu hören

ſchien, ſondern wie ſchon dieſer Welt entflohen und wie ſein eigenes Grabmal in ſchweigender Größe über dem unwürdigen Schauſpiel thronte.

„Abdanken! Abdanken!“ brüllte der Sciarra. „Herunter von dem angemaßten Thron.“ Und jetzt brüllten auch andere, die nachgedrängt waren: „Abdanken! Totſchlagen!“ Den Sciarra trieb das verächtliche Schweigen des alten Feindes ſeines Hauſes in immer größere Wut. Er ſprang vor und ergriff den Regungsloſen am Arm und zerrte ihn, der Greis den Greis, mit einem fürchterlichen Schwung vom Thron herunter, daß der heilige Vater zu Boden taumelte und auf die Knie ſtürzte und die Krone von ſeinem Haupte weithin durch das Gemach rollte. Und über ihm ſchwang der Fürchterliche den Degen und wollte ihm den Stahl in die Bruſt ſtoßen. Alle ſchrieen auf vor Entſetzen und mein Herr fiel in Krämpfen gleichfalls auf die Erde und ſtieß mit der Stirn ſo heftig an die herabgeriſſene Krone, daß er blutete. Fürchterliches Omen, wie ich ſpäter oftmals denken mußte. Den tollen Sciarra hatte aber im gleichen Augenblick, da er mit dem Degen zuſtoßen wollte, Nogaret, der Franzoſe, von rückwärts umklammert und ihn zurück geriſſen. Es gab ein wildes Getümmel, und es fehlte nicht viel, ſo wäre es zwiſchen den Franzoſen, die im Saal waren, und den Leuten der Colonna zu Mord und Totſchlag gekommen. Das Gemach war erfüllt von Schreien der Wut, Wehklagen der Verzweiflung und der Angſt. Alles ſchien durch-

einander zu wirbeln im flackernden Licht feuriger Höllenflammen, und inmitten, hin und her gerissen von mordlustigen oder schirmenden Händen taumelte der Greis im Purpur, der Herr der Christenheit, mit geschlossenen Augen wie ein Leichnam, immer das Kreuz fest gegen die Brust pressend.

Ich lag, über meinen Herrn gebeugt, am Boden und öffnete ihm die Gewänder am Halse, was ihm immer Erleichterung verschaffte, und darum sah ich nicht alles was vorging. Nur hörte ich Herrn Nogarets harte und strenge Stimme zuletzt Herrn Sciarras Gebrüll übertönen und vernahm das Wort: Gefängnis. „Nur tot," schrie Herr Sciarra, „ist diese Bestie unschädlich." „Bedenkt," sagte Herr Nogaret, „Ihr macht euch und uns unmöglich auf Erden. Er ist noch immer der Papst. Wir werden ihn gefangen setzen, und er wird abdanken. Oder wir werden ihn in Ketten nach Lyon bringen!"

Da sagte der heilige Vater mit ruhiger und fester Stimme: „Man kann meinen Leib töten. Aber man wird immer einen Papst töten, und Gott und der Christenheit Rechenschaft schuldig sein." „Du wirst abdanken!" schrie Sciarra. „Niemals!" sagte jener, und beugte sich, um die heilige Krone aufzunehmen. Aber man riß sie ihm hinweg. Da trat Herr Petrus der Spanier vor, verneigte sich vor Nogaret und sagte: „Dies heilige Symbol nehme ich in meine Obhut. Es gehört nicht in Hände, die mit Christenblut befleckt sind."

Abermals folgte ein wirres Geschrei, aber der Kardinal nahm mit fester Hand dem Franzosen, der sie ergriffen, die Krone und bedeckte sie mit seinem Mantel.

Indessen hatte Herr Nogaret seinen Leuten einen Wink gegeben, und sie stellten sich um den heiligen Vater mit gezogenen Schwertern. „Und nun," sagte Herr Nogaret und verbeugte sich vor dem Spanier, „bitte ich Euch und wer noch mit Euch ist, dies Gemach zu verlassen und Euch in euere Herberge zu begeben."

„Die hier," schrie Sciarra, „gehören auch zu dem Gesindel und ins Gefängnis." Und er musterte jeden von uns mit blutigen Augen. Als er aber sah, daß keiner von uns Waffen hatte, und daß wir nur Geistliche waren und keine Gaetani, wurde er ruhiger. „Wir streiten nicht wider die heilige Kirche und ihre friedlichen Diener," sagte Herr Nogaret, und er befahl einigen seiner Leute, daß sie uns in Sicherheit hinaus führten. Ich selbst und ein Geistlicher, ein kräftiger Deutscher, wir führten meinen Herrn. Und so wurden wir aus der Stätte des Grauens hinaus gebracht.

Als wir die Treppe hinab durch den Palast gingen, sahen wir in den Gemächern Söldner und, schimpflich genug, auch Bürger von Anagni beim Raub. Wir sahen sie beladen mit Teppichen und allerlei Hausrat davon eilen, und immer neue stürmten nach und schrieen, auch im Dom seien Schätze verborgen. Alle Häuser der Gaetani wurden in dieser Nacht geplündert und auch das Gotteshaus blieb nicht verschont.

Wir aber kamen in das Kloster des Heiligen Benedikt und dort nahmen uns die Brüder mit Liebe und vielen Tröstungen auf, und wir verbrachten da die Nacht in Kummer und Sorge.

Am anderen Tag gegen Mittag sandte mich mein Herr aus, in Erfahrung zu bringen, was mit dem heiligen Vater geschehen sei. Ich mischte mich unter das Volk und sprach auch mit den Söldnern, die auf dem Markt und an manchen Orten in der Stadt lagerten. Es kam mir zugut, daß ich in jungen Jahren mit meinem Herrn auf einer Gesandtschaft in Frankreich gewesen und so verstand ich ein wenig die Sprache der Leute aus diesem Lande. Ich erfuhr vielerlei, verworrene Gerüchte, Drohungen und manches Geschwätz, wie es bei solchen Gelegenheiten der Brauch ist. Doch entnahm ich ihnen allen die Gewißheit, daß der heilige Vater noch lebe, daß er in seinem Palast bewacht wurde und daß man ihn vergeblich bedrängte, sein Amt aufzugeben.

An diesem Tag verhielten wir uns noch ganz ruhig im Kloster, und ich pflegte meinen Herrn, der von der Aufregung und dem Kummer ganz von Kräften gekommen. Wir vernahmen auch von den Mönchen weiter nichts Neues, doch getrauten sie sich uns zu sagen, daß nicht alle zu Anagni unempfindlich gegen die Schmach seien, die man ihrer Stadt angetan, und daß nur der Pöbel, der immer dabei sei, wenn es etwas zu rauben gäbe, die Sache der Franzosen und der Colon-

na unterstützt habe. Als ich sie fragte, ob denn das Haus Conti, der Podesta und der Capitano der Stadt, auch zum Pöbel gehörten, da sagten sie, das seien hohe Herren und hätten gewiß ihre persönlichen Gründe und Graf Peter habe sie gekränkt.

Am anderen Tage ging ich wieder aus und erfuhr, daß sich nichts geändert habe, und die französischen Soldaten schimpften über den Starrkopf. „Er wird schon klein werden," sagte einer, „wenn er nichts zu fressen kriegt." „Nein," sagte ein anderer, „er traut sich nicht zu essen. Er glaubt, man wolle ihn vergiften." „Der arme ehrwürdige Greis," sagte ich, von Mitleid bewegt. Sie sahen mich böse an und ich ging eilig davon.

Ich mischte mich unter das Volk auf den Straßen, und wo ich einen Bürger fand, der mir nicht zum Pöbel zu gehören schien, da berichtete ich, was ich gehört hatte, daß der heilige Vater so standhaft sei, und daß man ihn verhungern lasse. Das bewegte sie zum Mitleid, auch sah ich, wie ihnen das Gewissen schlug. „O Anagni, Anagni," sagte ich, „was wird man in aller Welt von dir denken, wenn man erfährt, was in deinen Mauern geschehen ist!"

„Was sollen wir tun?" sagten jene. „Es sind so viele fremde Kriegsknechte in der Stadt."

„Ich habe mich umgesehen," sagte ich. „Es ist eine Rotte von Söldnern und eine Handvoll Ritter. Hundert beherzte Männer, die sich nicht fürchteten, könnten sie leicht aus den Toren jagen, und ihr seid Tausende."

Ich ruhte nicht an diesem Tag, und bis an den Abend hielt ich solche Reden, mit Vorsicht und wenn die Gelegenheit es gab. Auch besprach ich mich mit manchen, die ich kannte, und vor Frauen schwieg ich erst recht nicht und rührte sie zu Mitleid und Tränen. Gleich mir wirkten auch noch andere in der Stadt, und es kam eine Besinnung über die Bürger und viele schämten sich.

So trieb ich es auch am dritten Tag. Eine große Unruhe verbreitete sich unter den Bürgern und wilde Gerüchte liefen um. Es nahten Truppen der Gaetani, hieß es, und von Rom sei ein Heer auf dem Marsche. Die Verschwörer zogen, wie man bemerkte, ihre Streitkräfte zusammen und besetzten den Teil der Stadt, in dem der Palast lag, und ließen niemanden heran. Doch drückten sich nun schon manche, die vorher zu ihnen gehalten, davon und versuchten sich wieder auf die andere Seite zu schlagen; denn das sah man bei einiger Überlegung, daß Frankreich weit war und daß es etwas anderes ist, einen Überfall zu machen, etwas anderes aber, das Geraubte zu behaupten. Auch blieb es dabei, daß der heilige Vater durch keine Gewalt oder Drohung ins Wanken zu bringen war. Vielen war er unheimlich in seinem trotzigen Widerstand unter den Schwertern seiner Feinde und in seiner Verachtung des drohenden Todes. Auch Speisen nahm er noch immer nicht und hielt sich doch aufrecht, allein durch seinen heiligen Zorn und als speisten ihn die Raben des Elias oder die Engel des Himmels.

Da begann dem Volk zu grauen, vor dem was geschehen, und Reue ergriff auch den Pöbel und viele brachten wieder, was sie gestohlen, und legten es auf die Schwellen der Kirchen nieder, denn dieser Tag war ein Sonntag. Aber die Kirchen blieben geschlossen, weil wir allen Priestern mitgeteilt hatten, daß der heilige Vater den Fluch über die Stadt ausgesprochen und allen Gottesdienst in ihr verboten habe. Darum konnten auch die Toten nicht begraben und die Kinder nicht getauft werden. Es lag wie ein Entsetzen über der Stadt.

Jene, die Feinde, ließen austrommeln auf den Straßen, daß jedermann mit dem Tode bestraft werde, der es wage, den König von Frankreich zu lästern, oder wer sonst Feindliches gegen sie vornehme, das Volk aufhetze oder dergleichen. Aber es fürchtete sich schon niemand mehr, und von den Dächern herab, über die ganze Stadt hin, scholl der Ruf: „Tod den Verrätern!"

Am anderen Morgen in aller Frühe vernahm ich ein Brausen auf den Straßen und Geschrei des Volkes und eilte hinaus. Da kam die Gasse herauf, mitten in einer großen Volksmenge, der Kardinal Herr Lucas Fieschi, in wehenden Gewändern, barhaupt und mit erhobenen Armen.

„Rache für den Frevel!" rief er mit lauter Stimme. „Rache des Himmels über die Feinde Christi!"

„Tod den Verrätern!" antwortete ihm das Volk und folgte ihm nach. Und immer wenn er rief: „Rache, Bürger von Anagni, Rache für den Frevel! Rache

des Himmels!" antwortete die Menge: „Tod den Verrätern." Der Ruf pflanzte sich fort durch alle Gassen. Das Volk, das uns erst in unserer Not so verlassen, kam nun von allen Seiten gelaufen mit Äxten und Morgensternen, mit Sensen und Spießen. „Tod den Verrätern" brüllend, zogen sie nach dem Palaste, wo der heilige Vater gefangen gehalten wurde. Auf dem Marktplatz segnete sie der Kardinal und alle knieten einen Augenblick nieder. Dann brach es wie eine wilde Woge über die Feinde herein. Aber diese, so überrascht von dem Überfall, flohen ohne Widerstand; Herr Nogaret selbst und Sciarra konnten nur mit Mühe und in höchster Eile mit einem Fähnlein ihrer Ritter davonstürmen und entkamen durch das gleiche Tor, durch das man sie vor vier Tagen hereingelassen. Wir aber eilten in den Palast, Herr Fieschi, und ich dicht hinter ihm; denn ich war ihm immer nahe geblieben und er kannte mich. Ich führte ihn und noch einige andere nach dem Gemach, wo, wie ich wußte, der Gefangene gehalten wurde. Noch immer fürchteten wir, ihn erschlagen zu finden. Aber schon an der Treppe kam er uns entgegen. Zwei Diener, die man ihm gelassen, stützten ihn. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, und wir antworteten „In Ewigkeit Amen."

Jetzt zum ersten Mal sah ich ihn weinen, und mit großer Erschütterung umarmte er den Herrn Fieschi. Als er draußen das Volk schreien hörte „Tod den Verrätern," stieg er die Treppe hinab, wankend vor

Ermattung, und trat auf die Schwelle hinaus. Alle stürzten auf ihre Knie und er segnete sie und ich küßte den Saum seines Gewandes vor allem Volk. Er aber, wohl bedenkend, daß diese, die dort knieten, die Gleichen seien, die noch vor wenigen Tagen ihn verlassen und „Tod dem Papste Bonifatius" geschrieen, lächelte schmerzlich und sagte mit lauter Stimme: „Ich vergebe allen. Ich vergebe alle Missetat und alle Mißhandlung. Ich vergebe euch und meinen Feinden, wie uns unser Meister geboten hat. Amen." — Wäre er nur dabei geblieben. Aber nachher besann er sich anders und mehr auf seine eigene Art. Das Volk schluchzte, als es auch ihn weinen sah. Wir führten ihn in sein Gemach zurück. Da versank er in einen tiefen Schlaf.

VII.

Erst am vierten Tage nach seiner Befreiung fühlte sich der heilige Vater kräftig genug, aus dem unsicheren Anagni mit uns nach Rom zu ziehen. Bewaffnete Bürger der Stadt und Barone, die aus der Nachbarschaft herein gekommen waren, geleiteten den Zug. Auch kam Botschaft, daß von Rom ein Heer auf dem Wege sei, den heiligen Vater in Sicherheit zu bringen. Als wir durch die Straßen zogen, segnete er noch einmal aus seiner Sänfte das Volk, das am Wege kniete, und reichte auch einigen die Hand zum Kusse.

Ich war in all diesen Tagen in großer Sorge um meinen Herrn; denn sein Herz war voll Trauer und als drohe uns neues Unheil. „O Pietro," sagte er, „ich wollte der Herr erbarmte sich und nähme mich zu sich. Mich verlangt nach Frieden."

„Ist es nicht schrecklich, dies Volk?" sagte er jetzt bei unserem Abzuge. „Heute schreien sie Hosiannah, gestern Kreuzige und morgen wiederum, je nach ihrem Vorteil. O elende Welt. Es verlangt mich nach einer besseren." Und wohl muß ich heute sagen, es wäre gut für sein armes Herz gewesen, wenn es damals schon seine Ruhe gefunden hätte. Aber es war anders bestimmt.

Den Weg nach Rom zogen wir mit großer Vorsicht. Gewappnete voran, Gewappnete hinter uns. Als wir in die Gegend von Segni kamen, gegen Abend, zeigten sich vor uns Reiter auf den Höhen. Wir hielten an und sandten Kundschafter, zu sehen, was sie wollten. Da wir aber zugleich bemerkten, daß auch in unserem Rükken Bewaffnete sich zeigten, besetzten wir eiligst einen Hügel, nicht weit von der Straße, und rüsteten uns zur Verteidigung. Auch brachten die Kundschafter Nachricht, daß es wahrscheinlich Leute der Colonna seien und jedenfalls Leute mit feindlicher Absicht. Sie hatten uns offenbar hier aufgelauert und dachten ihre Beute nicht so leicht aufzugeben. Indessen wir uns rüsteten, rückten sie von allen Seiten näher heran, doch tröstete uns der Capitano unserer Begleitmannschaft, daß wir uns vor einem Angriff nicht fürchten sollten.

Der heilige Vater schien auf alles nicht zu achten, was um ihn her vorging. Er lag in der Sänfte wie ein Toter. Plötzlich aber erhoben die Unseren ein Geschrei und wiesen nach Norden. Da sahen wir einen stattlichen Zug von Reitern, deren Waffen in der Abendsonne leuchteten, von Artina herabkommen. Mag es nun sein, daß sich ihm die Sinne verwirrten, erschüttert von all den Leiden der letzten Zeit, oder daß eine dunkle Ahnung ihn trieb: Während wir sogleich in jenen Reitern das versprochene und schon angekündigte Hilfsheer der Römer vermuteten, sprang der heilige Vater von dem Geschrei aufgeweckt aus seiner Sänfte und gebärdete sich ganz verzweifelt. „Fort! Fort!“ schrie er, „zurück nach Anagni. Sie wollen mich fangen. Sie wollen mich ermorden.“

Er, den ich, selbst als das Schwert des Sciarra über ihm blitzte, so gefaßt gesehen, war nun ganz außer sich und redete wie ein Irrer und wollte den Berg hinabstürmen. Nur mit Gewalt konnte mein Herr ihn halten. Aber jener mißverstand ihn und schrie: „Auch du? Ihr alle seid Verräter! Ihr wollt mich verkaufen!“

Es half nichts, daß mein Herr und Herr Fieschi und wir alle ihm gütlich zuredeten, und daß jetzt alle die Zeichen Roms und der Orsini unter den heranziehenden Reitern erkannten, und auch die, die uns hatten überfallen wollen, sich eiligst zurückgezogen. Er schrie wie ein armes Tier, kaum noch Worte, gellende Schreie, als habe ihn alle Vernunft verlassen. Zuletzt sank er auf

die Erde und betete mit dem Gesicht im Staube um Erbarmen. Uns kamen die Tränen, da wir ihn so zerrüttet sahen. Doch nahm ihn mein Herr fest in die Arme, selbst weinend, und tröstete ihn wie eine Mutter ihr Kind.

Während wir so mit ihm beschäftigt waren, kam der Zug der Reiter näher heran und schon riefen Stimmen, daß sie an der Spitze den Herrn Kardinal Matheus und Herrn Jacob Orsini erkannten, die bei vierhundert Reiter mit sich führten. Als mein Herr dies dem Verzweifelten mit sanfter Stimme meldete, beruhigte es ihn keineswegs. Er brach nur wie ein Kind in hilfloses Weinen aus. „Alle Verräter," sagte er, „ihr alle miteinander." Und dann begann er rasch und immer rascher sich zu bekreuzigen und sich zu verneigen, wie vor einem unsichtbaren Herrn. „Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist!" murmelte er und sank um, wie von einem Schlage getroffen. Wir alle dachten er wäre tot. Wir hoben ihn auf und legten ihn in seine Sänfte. Aber er atmete noch, und nach einer Weile erholte er sich etwas und rief meinen Herrn heran und streichelte ihm die Hände, um Verzeihung flehend.

Die römischen Herrn begrüßte er kalt und fremd, als erkenne er sie nicht, und auch sie grüßten, wie mir auffiel, ihn und uns alle finster und kurz und garnicht wie Retter, die sich freuen, den Geretteten zu sehen. Wir verbrachten die Nacht in Segni und zogen in aller Frühe weiter. Es war uns allen, als führten wir einen

Toten mit uns. Bonifatius lag in einer geſchloſſenen Sänfte und ſah nicht einmal heraus. Speiſe verſchmähte er, und nur am Abend aß er ein wenig, zu Grottaferrata, wo wir nachteten.

Am anderen Tage, da wir uns Rom näherten, gewann er neues Leben und erholte ſich ſichtlich und war ganz der Alte, beweglichen Geiſtes und harten Mutes. Jetzt begann er an Rache zu denken und ſprach meinem Herrn davon und auch den anderen Herrn, daß man Frankreich ſtrafen und die Colonna ganz zertreten müſſe. Er forſchte in ihren Augen, ob ſie ihm zuſtimmten, und als er ſah, daß Jacob Orſini die Stirne runzelte, fuhr er ihn vor uns allen hart an. Und ich mußte doch denken, daß er jetzt ganz in der Gewalt dieſer Orſini war, und daß ſie ihn dahinführten mehr als einen Gefangenen, denn als einen allmächtigen Herrn. Er ſelber wußte es auch und ich ſah auch ſeine Unruhe.

In der Nacht kamen wir nach Rom, faſt heimlich. Der heilige Vater blieb im Lateran, der ja nahe am Tore liegt. Die Reiter bewachten ihn, als wäre er auch hier in Gefahr. Meinen Herrn ließ er nicht von der Seite. Er mußte ſogar im gleichen Raum mit ihm nächtigen. Am anderen Tage ſagte mir mein Herr, daß er die ganze Nacht nicht geſchlafen, da jener ihn immer mit Plänen gequält habe, wie er ſeine Feinde züchtigen wolle. Meinem armen Herrn ſtand der Sinn nur nach Frieden.

Auch am nächsten Tage noch blieben wir im Lateran, obgleich die Orsini drängten, daß man durch die Stadt in den Vatikan ziehen solle. Dort nämlich, jenseits des Tiber, waren die Orsini die Herren, und sie hatten dort alles, wie sich nachher zeigte, mit Bewaffneten angefüllt. Der Lateran aber lag im Gebiet der Aldobrandini, und von diesen fürchteten die Orsini Widerstand; denn es war damals so, daß die Geschlechter ganz Rom unter sich aufgeteilt hatten. In diesem Stadtteile hatten diese und in jenem andere ihre Burgen und Türme und die Oberherrschaft.

Am dritten Tage endlich zog der heilige Vater, wenn auch sehr wider Willen, doch so gedrängt, daß er nicht mehr widerstehen konnte, in feierlichem Zuge durch die Stadt nach dem Vatikan. Das Volk kniete an den Straßen und begrüßte ihn mit Zeichen der Ehrfurcht. Er schien ruhiger und setzte wohl nun seine letzte Hoffnung auf das Volk von Rom, diese bewegliche Welle. Der ganze Zug ging sehr still und fast wie ein Trauergeleite vor sich.

Als wir über den Tiber zogen, war es, als kämen wir in eine feindliche Stadt. Das Volk wurde an der Brücke aufgehalten und blieb zurück, und nur Bewaffnete geleiteten uns. Bewaffnete füllten die Straßen, und Bewaffnete hielten die Engelsburg und den ganzen Stadtteil besetzt. Da sah ich den heiligen Vater zittern auf seinem Zelter. Nur mit äußerster Mühe hielt er sich aufrecht. Vor der Rampe des Vatikans fiel er

einem Ritter, der ihn beim Absteigen stützen wollte, wie leblos in die Arme. Dann aber richtete er sich gewaltsam auf, als er auf der Treppe den Kardinal Napoleon Orsini sah, ging auf ihn zu und sagte: „Der Nogaret hat mir zu Anagni merkwürdige Briefe gewiesen. Und Ihr traut Euch hierher?“ Zorn und Verachtung schüttelten ihn. Aber Herr Napoleon, immer ein hochmütiger Herr, sah von oben auf ihn herab, lächelte boshaft und sagte: „Eher darf wohl ich mich wundern, daß Ihr Euch hierher traut.“ Da ging der heilige Vater vor allen Herrn mit den Fäusten auf ihn los. Aber mein Herr ergriff ihn beim Arm und führte den Scheltenden hinweg. Er war ganz unähnlich seiner selbst.

Könnte ich schweigen von den Tagen, die wir dann erlebten, Tagen der Verzweiflung und des bittersten Schmerzes, da ich den Helden so zerbrochen, den großen Geist so verwüstet und fast ausgelöscht sah. Als er bemerkte, daß er im Vatikan von den Orsini bewacht und gefangen gehalten wurde, verfiel er vor Verzweiflung wie in Wahnsinn. Er war ganz außer sich und mißtraute jedermann und glaubte, daß jeder, der zu ihm kam, ihn gefangen nehmen wolle. Oft sah ich meinen armen Herrn in Tränen, wenn der Sinnlose auch diesen Getreuen angeschrieen hatte: „Auch du bist ein Verräter, Verräter alle!“

Dann wieder schrieb er die ganze Nacht tobende Briefe, an den Kaiser, an Karl von Anjou, an die

Römer und an die Christenheit. Er wollte sie alle zu einem Kreuzzuge aufrufen wider die Colonna, wider Frankreich und den abtrünnigen König. Aber der Kardinal Mattheus und Jacob Orsini sagten ihm kühl, er sei wohl wahnsinnig geworden, daß er die Christenheit so zerreißen und aufrühren wolle, und sie weigerten sich die Briefe hinauszugeben und nahmen sie an sich. Dann schäumte er vor Wut wie ein Toller und wollte fort, nur fort. Er wußte selbst nicht mehr wohin. Manchmal hörten wir ihn laut schreien, mitten in der Nacht, und seine Diener vertrauten mir an, daß sie ihn gefunden, wie er seine Stirne immer wieder gegen die Wand geschlagen, als wolle er sein Hirn oder die Wände zertrümmern. Ich wurde nicht mehr zu ihm gelassen, und nur mein Herr berichtete mir, daß jener aussehe wie ein Toter, der über seinem eigenen Grabe tobe.

Einmal sah ich ihn noch, und werde nie diesen Augenblick des Entsetzens vergessen. Eines Morgens hörte ich plötzlich Lärm und Geschrei auf den Treppen vor den Gemächern, in denen er wohnte. Mein Kämmerlein lag in einem anderen Teil des Gebäudes. Aber doch hörte ich seine Stimme wie er schrie: „Hilfe! Hilfe! Zum Lateran, zum Lateran!“ Ich rannte mit aller Macht herbei und kam dazu, wie ihn Jacob Orsini beim Arm hatte, und jener schlug um sich, wohin er traf, mit machtlosen Händen, in unordentlichen Kleidern, wirren Haares und das Gesicht voll namenloser Verzweiflung. „Laßt mich! Laßt mich!“ schrie er.

„Ich habe ihn nicht umgebracht. Ihr sollt mich nicht verhungern lassen. Nein, Nein! Ich will in den Wald! Einsam, einsam. Fort von allen Menschen. Bei Rehen und Hirschen. Ihr sollt mich nicht hier umbringen. Zu Hilfe alle Christenleute!“ Da trugen starke Arme den Tobenden in sein Gemach. Sein Blick war wie der eines Tieres, das auf die Schlachtbank geschleppt wird.

O Du Allmächtiger, so habe ich den Herrn der Christenheit gesehen! Und nichts mehr war vorhanden von jener Hoheit, mit der er noch vor wenigen Tagen sein Haupt unter das Schwert gebeugt, selbst seine Todfeinde entwaffnend.

Am nächsten Tage, dem 11. Oktober 1303, am fünfunddreißigsten Tage nach seiner Gefangennahme zu Anagni, starb er, und bis zum letzten Augenblick hörte man sein verzweifeltes Schreien. Er starb einen schweren Tod, und seine gewaltige Seele riß sich nur mit bitteren Schmerzen von der Erde los, die er solange mit starkem Willen regiert hatte. Bis zu seinem letzten Atemhauch aber, versicherte mir nachher mein Herr tränenden Angesichts, stritt er mit jenem Heiligen, seinem Vorgänger und gab ihm Schuld an all seinem Unglück. Bald fluchte er ihm und bald betete er zu ihm und bat ihn um seine Fürbitte bei dem allmächtigen Gott.

So ging er dahin, der ein Held gewesen, zerbrochen wie jener, der ein Heiliger gewesen. Beiden war diese furchtbare Krone zu schwer. Der eine vermochte sie

garnicht erst aufzuheben mit seinen frommen Händen. Dem andern, der sie sich selber gewaltsam aufs Haupt setzte und mit mehr als menschlicher Kraft sie zu halten suchte, wurde sie dennoch herabgerissen in den Staub. Wer sollte sie denn nun anzurühren wagen?

Noch einmal sah ich den Toten, ehe man ihn in die Gruft hinab trug. Im Tode war die Verwirrung von ihm gewichen, und königlich wie immer in seinem Leben leuchtete sein Antlitz in der Majestät des Todes. Selbst seine Feinde, die ihn in den Tod gehetzt hatten, sah ich erschüttert an seiner Bahre stehen. Nun da sie ihn wie einen edlen Hirsch zur Strecke gebracht, begriffen sie, daß hier ein Gewaltiger des Herrn gefallen war. Niemand konnte sich der Tränen enthalten. Selbst über das tückische, fette Antlitz des Kardinals Napoleon flossen Tränen. Sie alle weinten, und mein Herr schluchzte laut. Sie weinten über mehr als über einen Menschen, der doch als ein Greis dem Tode lange genug entgangen. Nein, weit Größeres lag hier erschlagen und der Verwesung geweiht: Das heilige Amt selber, und ein großer Traum: die einige Christenheit selber, erschlagen in ihm, dem letzten wahrhaften Stellvertreter Gottes über alle Völker.

VIII.

Als eben der Leichnam in die Gruft gesenkt werden sollte, erhielt der Kardinal Napoleon noch einen trif-

tigeren Grund zu weinen. Herr Karl von Anjou trat mit einigen Rittern in die Gruftkapelle, und, im Hintergrunde verharrend, erwies er dem Toten die letzten Ehren, den zu retten er zu spät gekommen war. Doch hatte er die Stadt mit neapolitanischem Kriegsvolk erfüllt, und so entriß er den Orsini ihren Raub, und dem Kardinal Napoleon entging die Krone, nach der er mit Verrat und Gewalt gestrebt hatte. So wurde sie denn meinem Herren, als dem Schwächsten und Hilflosesten, der nur mit Tränen zu widerstreben wagte, als eine Dornenkrone aufs Haupt gelegt. Schon elf Tage nach dem Tode des Bonifatius. Er nahm den Namen Benedikt an und war der elfte dieses Namens. Er lebte nur mehr acht Monate und starb zu Perugia.

Aber ich will schweigen von dieser Zeit des Jammers. Wie sollte er, mein gütiger Herr, ohne Macht und Reichtum dieser Welt, ohne Falschheit und Listigkeit, auch ohne Hoffnung und Mut, kranken Leibes und eines friedebegehrenden Herzens, sich behaupten, zwischen den reißenden Wölfen, unter die er gestellt war? Die Colonna wollte er strafen für ihren Verrat, und mußte ihnen verzeihen. Den Orsini wollte er entfliehen, und darum verließ er Rom, und blieb doch immer in ihrer Gewalt und mußte Napoleon Orsini, den er verachtete und fürchtete, als seinen Berater dulden. Gegen Frankreich wollte er mit Strenge vorgehen, und mußte in allem nachgeben, weil der teuflische Kardinal es nun mit Frankreich hielt, mit dessen Hilfe er dennoch

zu seinem Ziele zu kommen dachte. Die Gaetani durchzogen den Kirchenstaat mit ihren Banden und stritten wider die Colonna, beide wider die Orsini und diese gegen beide. Von Neapel her drohte König Karl und von Palermo aus sandte Friedrich von Sicilien, der Aragonier, Schiffe und plünderte die Küstenstädte. Die Welt war ein Chaos, wie ein zusammengebrochenes Haus, in dem Flammen toben und Räuber plündern. Mein guter Herr war nicht der Mann, in ein Chaos Ordnung und Frieden zu bringen, und so war der Todesseufzer, mit dem er in meinen Armen seinen Geist aufgab, ein Seufzer der Erleichterung und der Befreiung, der erste und letzte unbedrängte Atemzug, den ich von ihm vernahm, seit ihm die Krone das Haupt belastete.

Danach schwankte sie wieder mehr als ein Jahr zwischen den habgierigen Händen, die nach ihr griffen wie nach einem Raub. Aber jenem gierigstem Räuber, Napoleon Orsini, wurde sie auch jetzt nicht zu teil. Er wurde von den Galliern betrogen, wie noch alle, die sich mit diesem Volke einließen. Ja, die heilige Krone ward ihrem angestammten Sitze zu Rom ganz entrissen und über die Berge entführt. Am 14. November 1305 wurde zu Lyon in Frankreich Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, zum Papste gekrönt und ist bis heute in Frankreich geblieben, recht zum Zeichen, daß er ein Papst Frankreichs und nicht der Christenheit ist.

Bei seiner Krönung fiel eine Mauer ein, an der er gerade vorüber ritt, und er, der Papst, stürzte vom Pferde. Seine Krone rollte im Staube unter das Volk, und der Karfunkelstein, der sie zierte, brach heraus und wurde von einem Diebe aufgelesen und fand sich nicht wieder. Zwölf Barone des Gefolges wurden von den Steinen erschlagen und auch der Herzog von Bretagne starb an seinen Wunden.

Das war Gottes Zeichen über jenem neuen Papsttum, das mit dem alten nichts mehr gemein hat. Wie das Schwert des Kaisers, das einst über alle Christenheit herrschte, ist nun auch, wie mir scheint, das Kreuz, das über aller Christenheit leuchtete, zerbrochen und in Stücke geschlagen. Rom aber, die heilige Stadt, die zum zweitenmal, seit sie erbaut worden, den Erdkreis beherrscht hatte, wenn auch nur mit den Waffen des Geistes, ist eine Höhle für Räuber geworden, die in den Trümmern seiner einstigen Herrlichkeit hausen. Alle kämpfen gegen alle und niemand ist seines Lebens mehr sicher auf den verödeten Straßen, auf denen das Gras wächst.

Die Bürger sind entflohen. Die Stadt ist eine Wüste. Auf dem Kapitol werden bald wieder die Wölfe heulen, die aus den Bergen herunter steigen.

Erbarme sich Gott.

Ich aber, daß ich auch dies beschließe, habe mich, wenn auch nicht in Sicherheit, so doch in den Frieden der Seele gerettet.

Auf meine Bitte hatte mein Herr die Bücher, die im Vatikan lange ungeordnet und wild lagerten, meiner Sorgfalt anvertraut. Unter ihnen lebe ich, fern allen Welthändeln, nun schon so viele Jahre, und in ihnen, dem Erbe der Väter von der Vorzeit an, habe ich eine neue Welt gefunden, die mich über die gegenwärtige hinaushebt: die Welt des Geistes, die nie untergehen kann und die immer wieder aufersteht. In ihr lebe ich glücklich und ihr werde ich dienen bis zu meinem Tode mit fröhlichem Eifer.

Auch widmete ich manche Stunde meiner alten Liebschaft: Ich züchte in einer Ecke der verwilderten Gärten Rosen, vielerlei Arten, erfreue mich an ihrem Duft, ihren Farben und ihrer himmlischen Unschuld.

Und das ist die Lehre, die ich für mich aus allem genommen habe: Nicht die großen Dinge, nach denen die Menschen verlangen, nicht Kronen, Macht, Ruhm, Reichtum, sind es wert, sich darum zu bemühen. Nicht auf ihnen beruht das Glück der Menschen. Sondern auf den kleinen Dingen, daß einer seinen Acker baut, oder seinen Garten, daß er Korn sät, oder Brot backt, daß er die Quellen sauber hält, oder Wein keltert, Rosen züchtet oder Fische im Teich, aus all diesen Pflichten und Freuden jeglichen Tages, und nur aus ihnen allein strömt Frieden und jene wahre Heiterkeit der Seele, die aus Gott kommt. Amen.

Dies schrieb ich mit eigener Hand.

Pietro Gambi,

Diener und Bibliothekarius seiner Heiligkeit des Papstes Benedikt XI., zu Rom im siebzigsten Jahre meines Lebens. Glaube mir.

Es gehe jedem wohl, der redlich bleibt bis an sein Ende. Amen.

Friede sei mit uns allen."

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122885426